Geschäftsb. u. Erfindungsberichte

Neueste
Geschäfts- und Erfindungsberichte

für eine

Anzahl Gewerbe,

besonders wichtig für

Schuh- und Stiefelfabrikanten, Gerber und Lederfabrikanten, Fleischer, Sattler, Kürschner 2c.,

herausgegeben von

der Redaktion der Lederzeitung

zu

Ansbach.

Druck von C. Brügel und Sohn.

Vorrede.

Die mannigfachen neueren Verbesserungen und Entdeckungen auf dem Gebiete vorgenannter wichtiger Erwerbszweige veranlaßten die Herausgabe dieser Schrift.

Möge sie zum allseitigen Nutzen gereichen.

Vor Allen aber zum Nutzen der betreffenden Gewerbe, deren wechselseitige Beziehungen und ineinandergreifende Wirksamkeit es jedem Betheiligten zur Pflicht machen, nicht allein das Vortheilhaftere für seinen eigenen Beruf, sondern auch die für denselben einflußreichen Geschäfte näher kennen zu lernen und besser zu würdigen.

Weder Mühe noch Kosten wurden von dem Unterzeichneten gespart, dieses wünschenswerthe Ziel zu erreichen und damit junge Anfänger manchen guten Anhaltspunkt für ihren künftigen Wirkungskreis zu gewinnen vermögen, ist der Artikel

„Der Weg zum Wohlstand“

aus den mitgetheilten langjährigen Erfahrungen praktisch bewährter Geschäftsleute vorangestellt und zur Erheiterung Aller die Apologie jedes der bedachten Gewerbe besonders verfaßt worden.

Zugleich wird auch der verehrliche Leserkreis dieses Schriftchens auf die hier erscheinende Monatszeitschrift **„die Lederhandlung“** aufmerksam gemacht, welche die Interessen vorgenannter Gewerbe zu wahren und zu fördern bestrebt ist, und wozu brauchbare Artikel über Häute- und Lederhandel und Lederverarbeitung stets mit größtem Danke aufgenommen werden.

Der Herausgeber.

Der Weg zum Wohlstande.

Das Streben, sich eine behagliche Existenz zu gründen, ist tief eingewurzelt in die menschliche Natur, und weil das Geld als Tauschmittel bequem ist, um sich allenthalben nicht blos das zum Leben Nöthige, sondern auch fast Alles verschaffen zu können, wodurch sich dasselbe angenehm machen läßt, so ist es kein Wunder, daß das Haupttrachten der Mehrzahl auf Gelderwerb gerichtet ist.

Der Werth des Geldes ist jedoch kein absoluter, sondern sehr abhängig von dem Orte wo, und von den Verhältnissen, unter welchen solches circulirt. So z. B. kann der Besitzer eines geringen Vermögens in einem kleinen Landstädtchen verhältnißmäßig reicher sein, als ein großer Kapitalist, der gezwungen ist in einer der bedeutendsten Hauptstädte zu leben.

Wohlhabenheit und Reichthum gründen sich jedoch nicht blos auf den Besitz von Mobiliar- und Immobiliar-Vermögen, sondern auch die Produktionskraft des Individuums ist als Capital zu betrachten.

Der bequemste Weg zu Reichthum zu gelangen ist nun freilich der Zufall. Wer im Wohlstande geboren ist, wer durch Erbschaft oder durch Glück in Besitz von Capitalien gelangt, wird dadurch mancher Sorge enthoben, allein weit rühmlicher ist es durch eigene Thätigkeit und kluge Sparsamkeit sich etwas zu erwerben, und zuverlässig wird man das mühevoll Erworbene besser zu Rathe halten als das, was der Zufall uns in den Schoos wirft.

Wenn nun aber auch jede Art gemeinnütziger Thätigkeit des Geistes wie des Körpers zur ergiebigen Erwerbsquelle werden kann, so ist doch eine richtige Wahl des Berufes von höchster Wichtigkeit.

Leider begehen Eltern und Vormünder recht häufig den Fehler, weniger die Neigung und Anlage ihrer Kinder und Mündel, als die Einträglichkeit oder den Rang des Berufes im Auge zu behalten, den sie denselben aufdrängen oder aufschwätzen.

Mancher Bauer setzt Alles daran, seinen Lieblingswunsch, den Sohn auf der Kanzel reden zu hören, durchzusetzen.

Mancher Geschäftsmann zwingt den seinigen nur deßhalb zum Studieren, weil es seinen Ehrgeiz kitzelt, vielleicht denselben einst Herr Rath tituliren zu hören.

Vermuthet man in den Leuten auch ein besonderes Talent, so können sie dasselbe nirgends besser verwerthen als in der zeitgemäßen Führung gewerblicher Anlagen und deren Ausbildung zu größeren Etablissements.

Schon Mancher ist auf diese Weise zu einem großen Reichthume gelangt und in unseren vorzugsweise bürgerlichen und immer mehr industriell werdenden Zeitalter, sollten sogar weit mehr die Staatsbeamten ihre fähigen Söhne den besseren gewerblichen Fächern widmen als dieses bereits der Fall ist.

Die Anstellungen gewähren in einem konstitutionellen Rechtsstaate nicht mehr wie früher einen gesellschaftlichen Vorzug, können deßhalb nur noch des gesicherten Einkommens wegen gesucht werden, welches ein selbstständiges Vermögen am Sichersten gewährt.

Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe und Cultur sollten eigentlich sich als vollkommen ebenbürtig anerkennen.

Es hat zwar die Neuzeit bereits viel gethan, um die Schranken des Vorurtheils niederzureißen; allein so lange sich der Beamte, der Gelehrte, der Künstler noch sträuben, die Bruderhand des Geschäftsmannes zu ergreifen, um mit ihm gemeinschaftlich die Verallgemeinung des Wohlstandes anzustreben, ist an Erreichung dieses schönen Zieles nicht zu denken.

Würde man jeden Stand als ein unentbehrliches Glied des großen Einigkeitspanzers betrachten, der bestimmt ist, die Gesellschaft zusammenzuhalten und zu schützen, würde man bedenken, daß dessen Ringe gleichen Werth haben, und nur dann ihren Zweck vollkommen erfüllen, wenn sie alle ineinandergreifen, so würde der unheilbringende Dünkel bald verschwinden, der leider zu oft schon der Entwicklung unserer socialen Verhältnisse nachtheilig geworden ist.

Man bedenke doch nur, welch' geringen Werth an sich z. B. die Forschungen der Wissenschaft hätten, wenn die mittels derselben entdeckten Kräfte der Natur nicht erst durch die Technik praktisch ausgebeutet und so dem Menschen dienstbar gemacht würden, wenn nicht der geläuterte Geschmack des Künstlers, die anordnende Leitung des Fabrikanten, die fleißige Hand des Arbeiters Beihülfe leisteten und wenn nicht zuletzt der Kaufmann bestrebt wäre, die Produkte der Industrie über den ganzen Erdball zu verbreiten.

Wenn nun dadurch erhellt, daß jeder gleich achtbar ist, wenn er in seinem Berufe Tüchtiges leistet, so trachte man vor Allem sich mit den nöthigen Kenntnissen auszurüsten, um den Platz, an den das Schicksal uns stellt, mit Ehren auszufüllen, und wenn man sich dann folgende in jedem Stand anwendbare Grundregeln als Richtschnur dienen läßt, wenn

man in seinen Anforderungen an das Leben nicht ungenügsam ist, so wird man sicher sein Ziel erreichen und Glück und Wohlstand werden die Folge sein.

1) **Ueberlege alle deine Handlungen, aber sei rasch in der Ausführung deiner Entschlüsse.**

Wer blindlings handelt, wird leicht übervortheilt, wer aber zu lange zögert, dem entschlüpft oft die beste Gelegenheit Gewinn zu machen.

2) **Sei ordnungsliebend.**

Wer sich frühzeitig angewöhnt, nach dem Gebrauche Alles wieder an seinen Ort zu bringen, spart viele Zeit, die der Unordentliche mit Suchen vergeudet.

3) **Jedes deiner gegebenen Versprechen sei dir heilig.**

Wer reell handelt, wird geachtet und geehrt, der Unzuverlässige verliert Credit und Ansehen.

4) **Suche dich beliebt zu machen,** ohne zu schmeicheln und zu kriechen, halte aber nicht jeden für deinen Freund, der sich dir freundlich nähert.

5) **Suche möglichst auf eigenen Füssen zu stehen.**

Kleine Compagnie-Geschäfte bieten selten Vortheil und geben häufig Anlaß zu Zwist.

Der beste Compagnon ist eine wirthschaftliche Ehefrau, aber sei vorsichtig in der Wahl einer solchen.

6) **Sei nicht zu voreilig im Begründen eines eigenen Hausstandes,** verschieb es aber auch nicht zu lange.

7) **Fange nicht zu Vielerlei auf einmal an.**

Zersplittere nicht deine Kraft, prüfe wenigstens vorher genau, wie weit deine Umsicht, deine Ausdauer und deine Mittel ausreichen, wenn du etwas ergreifen willst.

8) **Sei thätig** und beherzige das chinesische Sprüchwort: „Was gemacht zu werden verdient, ist auch werth g u t gemacht zu werden. Schlechte Waare kauft man in der Regel nur einmal.

9) **Strebe eifrig nach Vorwärts,** Stillstand ist der Anfang zum Rückschritt.

10) **Wahre stets deinen Vortheil,** allein ertränke nicht im Eigennutz das Gefühl für Recht und Pflicht.

11) **Sei mäßig und sparsam,** hüte dich jedoch geizig zu werden.

Das Bettlergewand, in welches sich der Geizhals einzuhüllen strebt, wird eben so leicht durchschaut, als die Maske des Reichthums, die der Verschwender vorzunehmen pflegt.

12) **Achte die öffentliche Meinung** und handle stets so, daß du ihr Richteramt nicht zu fürchten brauchst. Es werden zwar die Handlungen und Motive des Einzelnen von der Menge nicht immer richtig beurtheilt, allein gebe mehr Anlaß Gutes als Böses von dir zu reden, so wird die öffentliche Meinung bei mancher deiner Schwächen durch die Finger blicken.

An diese allgemeinen Lebensregeln anknüpfend, folgen hier noch einige specielle für diejenigen Berufsarten, denen vorzüglich dieses Werkchen gewidmet ist.

Die Wechselbeziehungen, in welcher Metzger, Gerber, Schuhmacher, Sattler, Rohwaaren- und Lederhändler &c. zu einander stehen, geben Gelegenheit zu verschiedenen Winken, die, wenn sie richtig verstanden und benützt werden, manchen Nutzen stiften und manchen Schaden verhüten können.

Diese Geschäfte hauptsächlich sind gezwungen, sich wechselseitig zuweilen Credit zu geben.

Der Schuhmacher, der Sattler, der oft geraume Zeit bei seinen Kunden auf Bezahlung warten muß, begehrt Credit vom Lederhändler und Gerber; der Gerber, der sein Capital jahrelang in den Gruben liegen hat, muß daher auch oft beim Rohwaarenhändler, Lohhändler und Metzger Credit nehmen.

Daher ist aber auch Allen die gewissenhafteste Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer Verpflichtungen nicht genug anzuempfehlen.

Eine solide Buchführung sei die Basis des Geschäftes; wer mittels solcher sich und Andere jeden Augenblick über den Stand desselben Rechenschaft geben kann, erhöht das Vertrauen, welches man ihm schenkt.

Auch kaufe man stets nur so viel ein, als man voraussichtlich aus eigenen Mitteln sogleich oder in der bestimmten Zeit zu decken vermag.

Bei sinkenden Preisen kaufe man nur für den nächsten, allernothwendigsten Bedarf. An jedem Tag ist bei nicht preisehaltenden Waaren Geld verloren.

Seine Vorräthe suche man dagegen zu vermehren, sobald hievon eine Steigerung der Preise eintritt. Geht es aber mit derselben wieder langsamer oder tritt darinnen gar eine Pause oder Stockung ein, so wird meistentheils ein baldiger Rückgang erfolgen. Man suche daher niemals die höchsten Preise zu erzielen, sondern man nehme gerne mit einem geringen Nutzen vorlieb und gebe rechtzeitig ab.

Besser mit Reue verkauft, als mit Reue behalten, sagt ein hieher passendes Sprichwort.

Man gehe sowohl beim Einkauf als beim Verkauf der Waare stets ehrlich zu Werke.

Aller Schwindel wird übertroffen und währt nur ganz kurze Zeit, während Ehrlichkeit unübertroffen dasteht und sich bald allgemeine Anerkennung erwirbt.

Was nützt es dem Metzger, wenn er durch den Verkauf von Blut, Schmutz und Knochen den Gerber einige Male übers Ohr haut, ein ehrlicher Accordant wird ihm bald den Rang ablaufen.

Was nützt es dem Gerber, wenn er feuchtes, schlecht gegerbtes Leder verkauft, seine Kunden werden sich verlaufen. Kurz, ehrlich währt am längsten.

Zu langer Credit zehrt am Kapital, leichsinnig gegebener frißt es am Ende ganz und gar auf.

Vorsicht ist daher nothwendig, allein man wird in den meisten Fällen besser thun, weit mehr den Ruf zu berücksichtigen, in welchem der Charakter des Creditbegehrenden bei zuverlässigen und wohlmeinenden Personen steht, als dessen Besitzthum und Einkünfte.

Ein wenig bemittelter, aber rechtlich denkender Mann verdient mehr Vertrauen, als ein als reich ausgeschrieener Schwindler, ohne Grundsatz und Charakter.

Als Richtschnur dürfte jedoch fest zu halten sein, einen zweiten Credit nie zu bewilligen, bevor die alte Schuld abgetragen ist, eine theilweise Abzahlung als Wink zu benützen, denselben in Zukunft zu beschränken, bei zweimaliger Verspätung der Tilgung aber ihn ganz zu entziehen.

Man kaufe womöglich alles selbst und baar, man wird doppelten Nutzen dabei haben, bei Lieferungen aber verlasse man sich nicht auf mündliche Versprechungen, ein Vertrag schützt vor Streit.

Bei größeren Geschäftsabschlüssen, z. B. Kauf oder Verkauf von Immobilien, versäume man nicht, einen Reukauf zu stipuliren, oder mindestens eine Bedenkzeit sich auszubingen, weil gemeiniglich erst wenn der Verkauf bekannt wird, andere Angebote von verschiedenen Seiten her gemacht werden.

Kleine Nebengeschäfte sich beizulegen, schadet selten, Handel und Produktion vertragen sich wohl neben einander.

In Zeiten wo die Aufträge für Letztere selten sind, füllt ein kleines Nebengeschäft, ein kleiner Handel oft gut die Lücken der Einnahme aus, die dadurch entstehen.

Es ist daher von Vortheil, sich mit verwandten Geschäftszweigen bekannt zu machen, um so mehr als die Gewerbefreiheit bald Gemeingut sein wird.

Man strebe also mit dem Zeitgeiste vorzugehen, sich theoretisch und praktisch auszubilden.

Es sind dem Geschäftsmanne ja in der Neuzeit eine Menge belehrender Werke geboten, aus denen er sich Raths erholen kann.

Das Lesen technischer Zeitschriften weckt das Nachdenken und lenkt oft unwillkürlich die Gedanken auf Geschäftsverbesserungen, die unerwartet großen Nutzen bringen können.

Sehr vortheilhaft ist aber auch, sein Geschäft von Zeit zu Zeit in vielgelesenen Blättern dem Publikum wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.

Es geschehe dieses jedoch in einfacher Weise. Großsprecherische Annoncen, Marktschreiereien und abgedroschene Phrasen, wie sie unsere Meßanzeiger in Hülle und Fülle zur Schau bieten, werden in der Regel nur belacht, aber nicht geglaubt. Im Gegentheil, sie erwecken nur Mißtrauen.

Selbsterfundene Geschäfts-Vortheile gebe man erst dann aus der Hand, wenn man sie genügend ausgebeutet zu haben glaubt. Besonders wer gezwungen ist, mit Gehülfen zu arbeiten, gebrauche in solchen Fällen die Vorsicht, die Arbeit so zu vertheilen, daß nicht einer allein die ganze Manipulation zu besorgen habe.

Das Wichtigste aber besorge man selbst. Ueberhaupt suche man sich zuverläßige und treue Gehülfen heranzubilden.

Zu diesem Ziele gelangt man am sichersten durch eine solide Behandlung und durch guten Lohn.

Man trachte vor Allem sich die Kunst eigen zu machen, die Direktion des Geschäftes mit Ruhe und Würde zu leiten.

Man treffe seine Anordnungen stets mit Ernst, aber in Güte.

Zu große Ungeduld und Hast fördert die Arbeit nicht, sie dient oft nur dazu, den besten Arbeiter zu verwirren.

Man rüge die Fehler streng aber ohne Leidenschaft, denn durch Zorn und Aerger schadet man nur seiner eigenen Gesundheit.

Scheltworte aber erbittern meistens nur, sie bessern selten. Als empfehlenswertheste Maxime erscheint: bei geringeren Fehlern durch Nachlässigkeit 2c. Lohnabzüge einzuführen, bei erheblichen dagegen, bei absichtlichem Ungehorsam 2c. nach zweimaliger Warnung unnachsichtliche Entlassung erfolgen zu lassen.

Man versäume aber auch nicht, treue und fleißige Arbeiter zuweilen durch Anerkennung ihrer Leistungen aufzumuntern, denn selbst bei höherem Lohne ist es vortheilhafter, mit vertrauten und eingeschulten Leuten zu arbeiten, als in Folge häufigen Wechsels bei geringerer Löhnung mit ungeübten Arbeitskräften wirthschaften zu müssen, ganz abgesehen von den Verlusten, die man durch Unredlichkeit erleidet, wo ungeeignete Behandlung, verkürzter Lohn 2c. Manchen veranlaßt zu glauben, er habe ein Recht, sich dadurch allerlei Bevortheilungen, gewissermassen dafür zu entschädigen.

Im Handel und Wandel ist auch noch eine besonders beherzigenswerthe Regel, keinen von seinen Kunden gegen den andern zu bevorzugen.

Man kann nicht dafür bürgen, daß nicht Einer mit dem Andern darüber zur Rede kommt, derjenige, der sich dabei zurückgesetzt fühlt, wird es dann nicht leicht vergessen, und Mancher hat dadurch schon eine Kundschaft eingebüßt, die, wenn sie ihm auch Anfangs nur geringen Nutzen brachte, doch im Lauf der Zeit mehr Vortheil geboten hätte, als der Bevorzugte.

Ueberhaupt berücksichtige man, daß ein geringer, oft sich wiederholender Profit einem einmaligen größeren weit vorzuziehen sei.

Es versteht sich von selbst, daß ein freundliches, leutseliges Benehmen gegen seine Kunden nicht wenig dazu beiträgt, sich solche nicht nur zu erhalten, sondern auch neue heranzuziehen.

Keine Verschwendung ist es, wenn man sich gegen dieselben zuweilen sogar etwas splendit zeigt, ein freundlich gebotenes Glas Wein hat schon manches Geschäft zum Abschlusse gebracht, welches außerdem unterblieben wäre.

Man verlasse den Ort, wo man kein Glück hat, es gestalten die Verhältnisse sich, wenn man aus dem Bereiche von Feinden kommt, die die Ursache davon sind, oft ganz anders.

Im Allgemeinen hängt das Gedeihen jeden Geschäftes von richtiger Benützung

1) der Zeit,
2) der Arbeitskraft,
3) des Kapitals,
4) der Materials,
5) der Absatzquellen ab.

Wer erstere wohl zu Rath haltend, mit Umsicht die Arbeitskraft so zu vertheilen weiß, daß jede unnöthige Arbeit vermieden und ein systematisches Ineinandergreifen aller Handirungen in der Art ermöglicht wird, daß niemand zu feiern oder auf den andern zu warten braucht, wer in seinen Anordnungen klar, consequent und sicher nichts unvollendet aus der Hand läßt, wer das ihm zu Gebot stehende Kapital durch vortheilhafte Materialeinkäufe möglichst oft umkehrt, das Material aber so ausnützt, daß nichts, auch das Geringfügigste nicht, zu Grunde geht, wer endlich darnach strebt, seine Absatzkanäle möglichst zu erweitern, überhaupt sich die in dem Vorgehenden angegebenen allgemeinen und speziellen Lebensregeln sich zu Richtschnur dienen läßt, der wird als vollkommener Geschäftsmann nicht nur geachtet und geehrt werden, sondern er wird auch seinen Wohlstand mit jedem Jahre wachsen sehen und nicht nöthig haben, bei Fortuna um Gaben betteln zu gehen, welche die Launige häufig solchen zuzuwerfen pflegt, die solche als Mantel brauchen, um ihre geistigen Schwächen damit zu bedecken.

Apologie der Schuhmacherkunst.

Der Mensch, der Ursurpator der Schöpfung, mag er auch im Allgemeinen viel vor dem Thiere voraus haben, in mannigfacher Beziehung ist er von Mutter Natur doch weit weniger freigebig ausgestattet, als viele Creaturen, auf die er mit Hochmuth herabzublicken pflegt.

Wie sehr hat er z. B. in Rücksicht auf die Lebensdauer Ursache, den Raben zu beneiden, der, beiläufig gesagt, über 300 Jahre alt werden soll.

Wie schwach ist das Auge selbst desjenigen, der nicht erst eine Brille auf der Nase tragen muß, gegen ein Falkenauge!

Wie sehr wird sogar die vortrefflichste menschliche Spürnase vom Geruchsorgane des Hundes übertroffen.

Wie beschämt ihn das Küchlein, das kaum aus dem Ei geschlüpft, schon emsig umherrennt um sich sein Futter zusammenzuklauben, während er gewickelt, getragen, gereinigt werden muß, wenn er nicht verkommen soll, nach vielen Monaten nothdürftig laufen lernt, und dazu nicht einmal von der Natur mit einer Fußbekleidung ausgestattet wurde, wie sie das Schaf, der Geisbock, ja sogar der von ihm verachtete Esel mit auf die Welt zu bringen pflegt.

Wenn man nun bedenkt, wie häufig demohngeachtet derjenige, der, weil er sich keine Schuhe kaufen kann, barfuß laufen muß, besonders von den, mit lakirten Stiefeln begnadigten Kasten über die Achsel angesehen zu werden pflegt, so wird man gerne zugeben, daß der Mann, der solch einen Schöpfungsdruckfehler zu verbessern versteht, daß ein Schuhmacher ein um die allgemeine Wohlfahrt hochverdienter Mann sei, denn nur durch seine Kunst wird dem Fuße der ihm von der Natur versagte Schutz gegen die Unbilden des Bodens, gegen Frost und Hitze, Nässe und Verwundung ꝛc. dargeboten; und wer dieses nicht anerkennen will, der verdient, daß er sich einen Glasscherben in den Fuß trete, um so den Werth einer guten Fußbekleidung schätzen zu lernen.

Daß die Schuhmacherkunst auch die Basis des Fortschrittes sei, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen.

Nicht umsonst wurde schon im Bauernkriege bei jenen heißen Kämpfen gegen große und kleine bekuttete und unbekuttete Tyrannen ein Bundschuh

auf das Banner gemalt. Ohne Zweifel wollte man damit andeuten, daß man doch auch ein wenig berücksichtigen möchte, wo dem gemeinen Mann der Schuh drückt und daß, gleichwie man seine Sohle mit Nägeln zu beschlagen pflegt, wenn sie lange halten soll, auch die Sohle der Volksrechte durch wohl auf den Kopf zu treffende, constitutionelle Nägel geschützt werden müßte, damit sie sich nicht so leicht an den eckigen feudalen Steinen die dem Fortschritte so häufig in den Weg geworfen werden, abnütze und am Ende gar ein Loch bekomme.

Die Schuhmacherkunst ist aber eine der vornehmsten, denn abgesehen davon, daß es geschichtlich ist, daß in früheren Zeiten sich selbst sehr hochgestellte Personen in ihre Innung haben aufnehmen lassen, hat in neuester Zeit selbst ein Kaiser es nicht unter seiner Würde gehalten, einen Stiefel und zwar den größten Stiefel der Welt, den Stiefel der Italia, zu restauriren, auch hat derselbe sich dabei eine kleine Crispiniade zu schulden kommen lassen indem er einen Fleck davon entwendet, oder wie man sich ausdrückt, annexirt hat, um seine armen mit Blindheit geschlagenen Franzosen damit zu beglücken.

Interessant wäre übrigens zu erfahren, ob jene Pariser Schuhmacher-Gesellen die, wie der Moniteur de la Cordonerie erzählte, beabsichtigten, Garibaldi ein paar prächtige Ehrenstiefel zu widmen, nicht gerade deshalb abgehalten worden sind, die Idee zu verwirklichen, weil sie sich scheuten, den edlen Patrioten an diese Begebenheit zu erinnern.

Sie ist ferner die Einflußreichste,

denn der Schuhmacher fertigt nicht blos den Pantoffel, den Commandostab der Gardinokratie, den Tanzschuh, das Lokomotiv weiblicher Gefallsucht, den Sporn- und Kanonenstiefel, die Renomirapparate militärischer und nicht militärischer Pflastertreter, sondern er sorgt auch für S c h l e i c h e r, er fertigt eine Art Schuhe, womit man in Kammern und Cabinetten ganz leise auftreten kann. **Dagegen befaßt er sich nicht mit Sandalen,** die heutzutage nur noch von Bettelmönchen getragen werden, um wenigstens durch nackte Füsse noch daran zu erinnern, daß sie das Gelübde der Armuth abgelegt, wenn etwa Wohlgenährtheit, wie sie dort häufig vorkommt, wo noch reichliche Almosen in die Kaputzen geworfen werden, Zweifel daran erregt haben sollten. Wer hätte wohl geglaubt, daß die zierliche Fußbekleidung der schönbeinigen Lais je noch zu solchem Zwecke profanirt werden würde?

Die Schuhmacherkunst kräftigt aber auch die Macht eines Staates.

Wenn ein großer Feldherr einst sagen konnte, die Stärke einer Armee liegt in den Beinen, so wollte er damit wahrscheinlich nur ausdrücken, daß die Marschfähigkeit derselben vor Allem berücksichtigt werden müßte.

Dies ist aber hauptsächlich von einer guten und zweckmäßigen Fußbekleidung abhängig.

Einen Beleg hiefür liefert der Rückzug der großen Armee im Jahre 1812, wo der Schuhmangel so unendlich viele Menschenleben kostete.

Ohne Schuhe kann der arme Soldat ja nicht einmal gut davonlaufen, geschweige erst gehörig Stand halten.

Auch Shakespeare hat die Wichtigkeit der Schuhmacherkunst richtig zu würdigen verstanden. Nicht umsonst hat er dem Schuhmacher in seinem Julius Cäsar die stolzen Worte in den Mund gelegt:

Ich verbessere der Leute Wandel!

Aber nicht blos das Wandeln der Menschen auf steinigen Pfaden zu verbessern und zu erleichtern, war die rühmliche Aufgabe des ehrsamen Schuhmachergewerbes; es läßt sich sogar ein Beispiel anführen, wo ein Meister dieser Kunst auf humorvolle Weise darnach strebte auch den Lebenswandel seiner Zeitgenossen zu verbessern.

Hans Sachs Schuh-
Macher und Poet dazu.

beschäftigte sich nicht blos mit den Fersen und Füssen seiner Kunden, sondern auch mit Versfüssen.

Wer kennt nicht die originellen und kernigen Schriften, in welchen der beliebte Volksdichter Nürnbergs die Gebrechen seiner Zeit zu geiseln wußte.

Kurz wenn überall sogar bei unkultivirten Völkern die Werke des Schuhmachers in Ehren gehalten werden, wenn z. B. selbst der Eskimo seinen seehundledernen Stiefel werth erachtet, seiner Nachkommenschaft als Wiege zu dienen, so wird gewiß auch jeder Leser dieser Zeilen, wie ein geschmierter Stiefel von Fett, von der Wahrheit der Behauptung durchdrungen werden, daß die edle Schuhmacherkunst nicht blos zu den nützlichsten und weitverbreitetsten, sondern auch zu den unentbehrlichsten Gewerben zu zählen sei.

Apologie der Gerbekunst.

Ohne Zweifel gehört auch die Gerbekunst zu den ältesten Erfindungen, denn die dringenden Bedürfnisse der Menschen waren von jeher:

Nahrung, Wohnung und Kleidung.

Zur Stillung des Hungers fand sich in der großen Speisekammer der Natur zwar allerlei vor, allein der Apetit derselben begnügte sich jedoch, wie es scheint, nicht mit dem Genusse von Kräutern und Früchten, sie machten bald ausfindig, daß ein gutes Stück Fleisch auch keine zu verachtende Kost sei, und weil ihnen die Aufgabe, die erlegten Thiere mit Haut und Haaren zu verspeisen, denn doch etwas unbehaglich vorkam, sie nebenbei auch ihre vierfüssigen Mitgeschöpfe um die wärmende und schützende Decke beneideten, welche die Natur diesen verliehen hatte, während sie barfuß bis zum Scheitel allen Einflüssen der Witterung preisgegeben waren, ist es ja nicht zu verwundern, daß sie auf den Gedanken kamen, ihnen diese abzustreifen, um ihr liebes Ich darin einzuhüllen.

Die Bequemlichkeit dieser ersten Mode mag nun freilich, da die einfach getrockneten Häute steif wurden, nicht sonderlich groß gewesen sein, doch, was fragt die Mode nach Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit? Nicht blos die Klumpfüße der chinessischen Damenwelt, auch die Corsetten und Crinolinen der unsern liefern den Beweis, welche Macht diese Tyrannin auszuüben pflegt.

Demohngeachtet, alles hat seine Zeit, scheinen sie doch, nachdem ein Zufall Winke über die Wirkung des in der Baumrinde enthaltenen Gerbestoffes gegeben hatte, allmählig darauf gekommen zu sein, den Stoff ihrer Kleidung zu veredeln, d. h. die Felle in Leder zu verwandeln.

Der Aufenthalt in den Urwäldern war ja ganz dazu geeignet, und die damaligen Bewohner derselben haben vielleicht schneller den Werth und die Wichtigkeit des von der Mutter Natur umhergestreuten Gerbestoffes erkannt, als heutzutage mancher Fachmann die hohe Bedeutung der so gemeinnützigen Eichenschälwaldkultur anzuerkennen sich bequemt.

Ob aber irgend ein Urbummler der Wildniß, der eben keinen Kleiderschrank besaß, auf den genialen Gedanken verfallen ist, seine überzähligen Fellgewänder unter einem Baum zu vergraben, wo die abgesprungenen Rinden eine Lohschichte gebildet hatten, oder ob ein Ande-

rer dessen Pelzmantel, weil er ihn nicht in's Pfandhaus schicken konnte, von Motten und Pelzwürmern seines Haarschmuckes beraubt worden war, in der Absicht, dieser ungebetenen Gäste los zu werden, denselben unter einem Rindenhaufen vergraben hat, ist freilich nicht mehr zu ermitteln, wahrscheinlich aber ist, daß auf ähnliche Weise der erste Impuls zur Erfindung der Gerbekunst gegeben wurde.

Die Chinesen schreiben diese einem Beherrscher Namens Sching-fang zu und ihre ältesten Schriftsteller führen an, daß bevor die Gemahlin des Kaisers Whang-ti die Seidenweberei erfunden hatte, man allgemein in Fellen gekleidet gewesen sei. Plinius dagegen nennt einen gewissen Tychus aus Böotien als den Erfinder der Lohgerberei.

Wer mag da wohl Recht haben? Erfindungspatente gab es zur damaligen Zeit noch keine, nicht einmal Innungswesen, Zunftzwang und andere nun bereits an Alterschwäche leidende Institutionen waren ausgeklügelt, dagegen scheint die Kunst sich mit fremden Federn zu schmücken, nicht ganz unbekannt gewesen zu sein.

Leicht möglich wäre es daher, daß auch jene chinessischen Majestäten es schon für praktikabel befunden hätten, das, was ein schlichter Unterthanen-Verstand auszubrüten sich unterfangen hatte, huldvollst als höchsteigenes Geistesprodukt auszugeben.

Nur so viel ist gewiß, daß das Verfahren Häute durch Kalk zu enthaaren, durch Gerbestoff vor dem Verfaulen zu schützen und durch Fett geschmeidig zu machen, schon in uralten Zeiten von den in Bezug auf Cultur anderen Völkern weit vorangeeilten Morgenländern gekannt war.

Aus den verschiedenen Stellen der Bibel ist zu entnehmen, daß schon zu Moses Zeiten lederne Fußdecken in Gebrauch waren (1 Mos. 19, 4. 1 Sam. 16, 11. Esther 1, 6.), ebenso gefärbtes Leder (2 Mos. 25, 6. auch Ezechiel 16, 10. erwähnt eines rothen Leders.).

Die Kunst, das Leder schön zu färben, stammt eigentlich aus Asien, namentlich haben die persischen und babylonischen feinen Ledersorten einen Ruf behauptet und auch jetzt noch versteht man Saffian, Corduan und Schagrin in Persien besonders schön zu bereiten.

Die Israeliten schrieben auf ledernen Riemen.

Die Perser verewigten nach den Berichten des Diodorus, Sicullus und die Jonier nach Herodot ihre Annalen auf Schafleder.

Also schon damals gab es eine Art Lederzeitung nur mit dem Unterschiede, sonst schrieb man auf Leder, die Neuzeit dagegen schreibt über Leder.

Aber auch in Betreff des Schreibens auf Leder ist in neuester Zeit ein höchst orgineller Fall vorgekommen.

Das Correspondenzblatt „Die Lederhandlung berichtet in Nr. 11 v. Js. wortgetreu folgendes Faktum:

Auch eine Arbeit für Gerber.

Der gelehrte Engländer Quecasley, ein Verehrer der griechischen

Dichter, hat seinem Testamente eine sonderbare Klausel einverleibt. Der gemäß soll seinem Leichnam die Haut abgezogen, solche zu Pergament gegerbt und mit Homers Iliade beschrieben, im britischen Museum hinterlegt werden.

Wahrscheinlich hielt der Enthusiast die Haut eines Esels, woraus sonst das Pergament gefertigt zu werden pflegt, für unwürdig, die Meisterschöpfung seines Lieblingsdichters aufzunehmen.

Zu Zeiten Alexanders sollen sogar die wilden Bewohner Geodrosiens das Leder als Bedachung verwendet haben.

Ich glaube auch heutzutage wären unsere Gerber gar nicht böse darüber, wenn wieder eine ähnliche, viel Leder konsumirende Mode aufkäme, was freilich nicht wohl zu erhoffen ist, besonders, seit ein Heer von Befähigten und Unbefähigten, von Gelehrten und Schwindlern darauf Jagd macht, eine Erfindung zu erhaschen, wodurch das Leder entbehrlich gemacht, und der Werth desselben noch tiefer herabgedrückt würde.

Doch der Amerikaner sagt mit Recht:

„nothing like leather"

(es geht nichts über das Leder), denn alle bis jetzt erdachten Surrogate dafür scheinen nur zum Nachtheile der Gesundheit oder des Geldbeutels erfunden worden zu sein.

Das unhaltbare Ledertuch, die bald zerplatzenden, die Ausdünstung hemmenden Gummischuhe, die Guttapercha-Sohlen und Riemen rc. bestätigen dieses.

Zum Troste gereicht übrigens, daß die meisten aus dem Ei der Schwindelindustrie ausschlüpfenden Surrogate — Eintagsfliegen gleichen, welche in der Regel nur ganz kurze Zeit im Sonnenschein der Gunst des Publikums tanzend, schnell wieder absterben.

Sowohl die Phönicier, als die alten, die Seeküsten bewohnenden Germanen benützten das Leder auch, um aus Weiden geflochtene Schiffe damit zu überziehen, ähnlich wie man sie heute noch bei den Grönländern findet.

Man sieht, das Leder wurde zu allen Zeiten auf die verschiedenartigste Weise verwendet, nnd doch hat der Verbrauch desselben, obwohl unsere kolossalen Heeresausrüstungen sehr viel Leder absorbiren, gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen.

Abgesehen von dem vorerwähnten Surrogaten-Wettkampfe mag dieses im Folgenden seinen Grund haben.

Sonst trugen nicht blos die Ritter und Knappen vollständige Lederanzüge unter ihren Rüstungen, auch zur Kleidung der Landbewohner wurde viel Leder verbraucht.

Nun aber hat der französische Modeschwindel deren dauerhafte und praktische Tracht fast ganz verdrängt.

Der Bauer fängt ja bereits an, sich der Lederhosen und der Stie-

fel mit langen Schäften zu schämen, und am Ende erleben wir noch, ihn im schwarzen Fracke hinter dem Pfluge einhergehen zu sehen!

Wenn nun aber der nachgewiesene Minderverbrauch des Leders es als räthlich erscheinen läßt, mit Begründung neuer Gerbereien etwas einzuhalten, so kann den vorhandenen nicht genug empfohlen werden, Verbesserungen anzustreben, die allein im Stande sind, einen so bedrohten Geschäftszweig wieder in Flor zu bringen.

Es haben in den letzten 70 Jahren die Fortschritte der Chemie in dem Gerbeverfahren manche Erfindungen zu Tage gefördert, die noch der Vervollkommnung bedürfen.

So z. B. hat die im Jahre 1795 von dem Franzosen Seguin erfundene Schnellgerberei, obgleich unterdessen von verschiedenen Theoretikern und Praktikern andere ähnliche Methoden in Vorschlag gebracht wurden, immer noch nicht die Erfolge gehabt, die man sich anfangs versprochen, allein es ist dadurch wenigstens nachgewiesen worden, daß durch rationelle Behandlung eine Abkürzung der Gerbezeit möglich ist.

Zeit und Arbeit sparend, vorzügliche Waare zu liefern, ist gewiß eine eben so würdige als lohnende Aufgabe für jeden denkenden Industriellen, und dieses Streben findet ja in der Neuzeit vielseitige Unterstützung, denn seit Gründung der Gerbervereine, an deren Spitze Männer stehen, die es sich angelegen sein lassen, Entdeckungen und Erfindungen, welche die Wissenschaft in dieses Gebiet einschlagend ergründet, praktisch zu prüfen, und seit es Organe gibt, die bemüht sind, solche Erfahrungen möglichst zu verbreiten, ist technische Ausbildung Jedermann möglich und dem Industrie-Fortschritte ein weites Feld eröffnet.

Apologie der Kürschnerkunst.

Die Kürschnerei ist quasi die ältere Schwester der Gerberei, denn sie dankt ihr Dasein denselben Motiven, welche, wie in der Apologie der Gerbekunst bereits angedeutet wurde, die Erfindung der Lederbereitung veranlaßt haben mögen, und es ist leicht zu behaupten, daß, lange bevor man daran dachte, die Felle ihres Haarschmuckes entkleidet — als Leder zu benützen, man solche in naturwüchsigem Zustande verwendet hatte.

Um solche jedoch vor dem Verderben zu schützen, sie geschmeidiger zu machen und sie zur Kleidung zusammen zu fügen, waren Manipulationen nöthig, welche als die ersten Elemente der Kürschnerkunst zu betrachten sind, die in den Vorbereitungsarbeiten heut zu Tage noch große Aehnlichkeit mit der Weißgerberei hat, denn auch sie benützt dabei Alaun, Kochsalz und andere Gerbermaterialien.

Doch ist die Behandlung der Pelze eine weit complicirtere und schwierigere, denn, wenn der Kürschner auch das Problem des deutschen Sprüchwortes:

„Wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß"

schwerlich vollkommen zu lösen im Stande sein wird, so erfordert das Pelzwaschen doch große Aufmerksamkeit, wenn er nicht Gefahr laufen will, mit sammt seinen Pelzen Haare lassen zu müssen.

Die Kürschnerkunst steht aber auch noch mit anderen Gewerben in verwandtschaftlichen Verhältnissen.

Sie kann allermindestens als die Urgroßmutter des Schneidergewerbes betrachtet werden, denn unendlich viele Jahre mögen darüber hingegangen sein, bevor es der Mode gelungen ist, das so unpraktische Phantasiekleid, welches man „Frack" nennt, an Stelle des eben so kleidsamen als zweckentsprechenden Pelzgewandes zu bringen.

Aber auch in das Gewerbe des Färbers und Kappenmachers greift die Kürschnerei ein und ihre Erzeugnisse dienen eben so sehr dem Luxus, als dem Bedürfnisse.

Das Pelzwerk ist bekanntlich einer der schlechtesten Wärmeleiter und daher auch das trefflichste Schutzmittel gegen die Kälte, seine Mannigfaltigkeit in Farbe und Form aber eignet dasselbe besonders auch zur Verzierung der verschiedenartigsten Modeartikel, und viele Völker, z. B.

die Türken, die Russen, die Polen ꝛc. scheinen eine besondere Vorliebe für Pelzschmuck gefaßt zu haben, dabei ist der Phantasie des Kürschners ein weiter Spielraum gegeben, durch geschmackvolle Zusammenstellung Neues, Zweckmäßiges und Schönes zu bieten.

Man zählt bereits an 130 verschiedene, im Handel vorkommende Pelzgattungen.

Die kostbarsten liefert uns Sibirien und Nordamerika, z. B. das Fell des Hermelins, einer Wieselgattung (Mustela Erminea), dessen blendend weißes Pelzwerk, wenn es mit den glänzend schwarzen Schwanzspitzen verziert ist, sich besonders schön ausnimmt.

Sonst war das Tragen desselben nur fürstlichen Personen gestattet, nun aber hat sogar in dem absoluten Rußland dieses Vorrecht aufgehört und es wird Hermelinpelz namentlich von den reichen türkischen und chinesischen Damen gerne und häufig getragen.

Es scheint, daß die Hermeline sich doch noch ärger vermehrt haben als die Fürsten und, weil man für die überzähligen Felle keine Verwendung hatte, auf dieses haarige Prärogativ verzichtet wurde.

Ein anderes, sehr geschätztes Pelzwerk liefert das Zobel (Mustella zibellina), welches die gebirgigen Wälder Nordasiens vom Ural bis an das Eismeer hin bewohnt, aber auch in Nordamerika angetroffen wird.

Daß der Zobelfang in Sibirien von den dorthin verbannten Verbrechern betrieben werde, ist eine ziemlich weit verbreitete, aber ganz irrige Meinung, indem schon unter der Regierung Peters des Großen, weder gemeine noch politische Verbrecher auf den Zobelfang oder sonstige Jagd ausgehen durften, und auch die jetzige Regierung für gut befunden hat, an diesem Systeme festzuhalten, nicht blos um denselben keine Gelegenheit zu etwaiger Flucht zu bieten, sondern hauptsächlich, weil dieselben bei Urbarmachung des Bodens, in den Bergwerken und namentlich in den Salinen bei Irkutsk, weit vortheilhafter verwendet werden können, als beim Zobelfang.

Nicht leicht hat ein anderes Geschäft weitere Verzweigung als der Pelzhandel.

Er erstreckt sich über den ganzen Erdball — er sammelt seine Produkte in allen Zonen. — Das zahme Hausthier, wie das scheue Wild, die Raubthiere der Steppen wie jene der Wüste, die Amphibien der Flüsse und die des Meeres, sogar die kleinsten Nagethiere und die Vögel liefern Stoff; leider aber hat rücksichtslose Gewinnsucht in manchen Gegenden schon Thiergattungen ganz ausgerottet, die sonst dem Pelzjäger ergiebige Beute dargeboten haben.

Die Geschichte des Pelzhandels bietet viele, namentlich dem Kürschner interessante Momente.

Eigentlich hat man sowohl die Entdeckung Sibiriens, als eines Theiles von Nordamerika lediglich dem Pelzhandel zu danken.

Ein Kaufmann, Anika Strogonoff, hatte in Solwütschegodsk eine Saline angelegt, und, da die Bewohner des nordwestlichen Sibiriens

häufig kostbares Pelzwerk dahin brachten, Agenten über das Uralgebirge gesendet, um mit der jenseitigen Bevölkerung Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Als nun Iwan Wasieliewitsch II. von den günstigen Erfolgen Kunde bekam, sendete er auf dem gleichen Wege Truppen dahin, die den Tartarenhäuptling Indiger unterjochten und ihn zwangen, ihm alljährlich einen Tribut von 1000 Zobelfellen darzubringen.

Vom Czar reichlich belohnt, legte derselbe an der Kama und Tschußowaja russische Colonien an, die jedoch durch Kutschun-Chan, nachdem er Indiger vertrieben hatte, verheert wurden.

Im Jahre 1579 aber stürzte ein kühner Räuberhauptmann, der donische Kosacke Yermack den Ersteren vom Throne, und sendete das kostbarste Pelzwerk durch 50 Kosacken an den Czar nach Moskau, um ihm die Nachricht zu bringen, daß er das Land für ihn erobert habe.

Nachdem Yermack zum Lohne Generalpardon und 500 Mann Hülfstruppen erhalten hatte, drangen die Russen immer weiter vor, bis sie endlich 1711 ganz Kamtschatka und mit Ausnahme der Tschuktschen alle Völker Sibiriens unterworfen und tributpflichtig gemacht hatten.

Im Jahre 1741 entdeckte Kapitain Behring die Vorinseln der Aleuten, die 1745 von Michael Newodthikoff aufgefunden wurden.

Dann folgte eine Expedition der anderen und mittels dieser wurden: durch Demetrius Paikoff 1759 die Fuchsinseln, durch Stephan Glottoff 1762 die Insel Kodjak und durch Kapitain Krenitzkin 1768 die Halbinsel Alaschka entdeckt.

Alle unterworfenen Stämme mußten als Tribut Pelzwerk liefern, und die unersättliche Habgierde richtete solche Verheerung unter den Pelzthieren an, daß wahrscheinlich der ganze Pelzhandel auf lange Zeit zu Grunde gerichtet worden wäre, hätte nicht ein Kaufmann, Namens Schelichoff, mit den Gebrüdern Golikoff 1785 die russisch-amerikanische Compagnie gebildet, und ausgerüstet mit ausgedehnten Vollmachten und ansehnlichen Vorrechten, dem Unfuge noch rechtzeitig gesteuert und Jagd und Handel in ein geordnetes System gebracht.

Den Pelzhandel in Nordamerika betrieben zuerst die Franzosen.

Jakob Carlier aus St. Malo entdeckte 1534 den St. Lorenzbusen und brachte das erste Pelzwerk aus Amerika nach Europa.

Im Jahre 1628 bekam eine französisch-kanadische Compagnie das Monopol des Pelzhandels.

Im Norden von Kanada hatte 1610 der Engländer Hudson die nach ihm benannte Bai entdeckt und 1669 die Hudsonskompagnie gegründet.

Später kamen allmählich alle Pelzländer der Franzosen und Holländer an die Engländer.

Der reichste Pelzhändler der Welt war Joh. Jakob Astor, aus Waldsdorf bei Heidelberg gebürtig. Er hat den Beweis geliefert, was ein Deutscher zu leisten vermag, wenn er sich nicht faul auf die Bärenhaut legt, sondern die Würmer der Unentschlossenheit und die Motten des Schlendrians fleißig aus dem Pelze klopft; denn mit ganz geringen Mitteln anfangend, wußte er vortrefflich nicht blos das Pelzwerk, sondern auch das Geld zu conserviren, und nur die Pelze, nicht aber sich selber blenden lassend, gründete er Handelsgesellschaften und rüstete Expeditionen aus, mittels welchen er Millionen und geschichtliche Berühmtheit sich erwarb.

Apologie der Metzger.

Das Metzger- oder Fleischer-Gewerbe umfaßt nicht blos das Kaufen, Schlachten und regelrechte Zerlegen eßbarer, zahmer, 4füßiger Thiere, sondern auch die Kunst, deren Fleisch einzupöckeln, zu räuchern und zu verschiedenen Wurstgattungen zu verarbeiten.

Als Meisterstück galt an den meisten Orten ein kunstgerechtes Schlachten irgend eines Hornviehes und ein genaues Abschätzen des Gewichtes vor der Schlachtung.

Kleinere Thiere werden durch Aufheben, größere nach dem Augenscheine, nur mit Hülfe einiger Griffe, tarirt.

Im ersteren Falle darf die Angabe nur um 1 Pfund, im letzteren nur um 10 Pfund abweichen; — jedes Pfund mehr oder minder aber wird bestraft.

Es mag dieses wahrlich keine geringe Aufgabe sein, denn viele Menschen verstehen ja nicht einmal ihr liebes Ich, geschweige erst etwas Anderes richtig zu tariren, und es dürfte, wenn jede Selbstüberschätzung auch auf ähnliche Weise einer Strafe verfallen würde, gewiß Mancher nicht Geld genug dafür auftreiben können.

Gar Viele, die nicht einmal wissen, daß man eine an beiden Enden zugebundene Wurst über die Achsel legen muß, bevor man sagen kann, wo das vordere und wo das hintere Ende ist, halten die Metzgerei nicht einmal für eine Kunst! — Sie meinen, es gehöre nicht viel dazu, einen Ochsen vom Leben zum Tode zu bringen.

Allein diese irren sich gewaltig!

Ist es nicht eine große Kunst, stets den rechten Fleck zu treffen, um den harten Hirnkasten solch' eines mit Hörnern gekrönten Hauptes zu erschüttern, an welchem, seiner Constitution gemäß, mancher auch noch so wohl gezielte Hieb, erfolglos abzuprallen pflegt?

Hat der Metzger nicht weit glimpflicher damit umzugehen, wenn er tadellos dem Ochsen sein, ihm von der Natur verliehenes Gewand abstreift, als der aufmerksamste Kammerdiener manches grämlichen und eigensinnigen Herrn, wenn er ihm regelrecht den Schlafrock ausziehen soll?

Und welche anatomische Kenntnisse mag er nöthig haben, um allen Anforderungen der Gastronomie gerecht werden zu können?

Was hat er nur oft für eine liebe Noth mit den Köchinnen, die, wenn sie das Fleisch schlecht zubereitet auf den Tisch bringen, meistens ihm alle Schuld in die Schuhe schieben.

Wie muß er, wenn diese, aus Furcht von ihren Gebieterinnen ausgescholten zu werden, nicht einmal einen Knochen als Zuwage annehmen wollen, sich oft abstreiten, um ihnen begreiflich zu machen, daß ein Knochen unentbehrlich sei, um eine gute Suppe zu erhalten &c.

Die Art und Weise des Zertheilens ist eine sehr verschiedene; fast jede größere Stadt hat in dieser Beziehung Eigenthümlichkeiten.

Sie scheinen aus uralter Zeit abzustammen.

In den frühesten Zeiten aber war das Geschäft der Metzger größtentheils in den Händen der Opferpriester.

Daß der Genuß des Fleisches häufig von religiösen Vorbedingungen abhängig gemacht war, ist eine bekannte Sache, und es ist nicht zu leugnen, daß dieses in damaliger Zeit, wo noch keine thierärztlichen Visitationen angeordnet waren, sein Gutes hatte, allein ob nicht die hochwürdigen Herren damaliger Zeit weniger das allgemeine Beste als allgemein **das Beste** im Auge hatten, steht in Frage.

Noch heut zu Tage pflegt bei den Juden das sogenannte Schächten der Thiere Obliegenheit der Rabbiner zu sein, wenngleich religiöse Observanzen in Betreff des Genusses verschiedener Speisen auch hier vom Lichte der Aufklärung beleuchtet, allmählich weniger beachtet werden, gleichwie die alten Zunftgebräuche, wie sie fast jedes Gewerbe, also auch die Metzgerzunft, hin und wieder noch beibehalten hat, nach und nach verschwinden.

Das Metzgergewerbe besaß früher an verschiedenen Orten mancherlei, zur Volksbelustigung Anlaß gebende, Privilegien, z. B. in Nürnberg das Recht, an Fastnachtstagen Kleider von Sammt und Seide zu tragen, und mit den Messerschmieden das sogenannte Schönbartlaufen aufzuführen.

Dieses Recht erhielten dieselben im Jahr 1350 durch Kaiser Karl IV., weil sie sich bei dem großen Volksaufruhr 1349 nicht betheiligt hatten.

Das Schönbartlaufen war ein großer Maskenzug, mittels welchem nicht selten satyrische Anspielungen auf die damaligen Zustände gemacht wurden.

Voran zogen in der Regel 24 Metzgerburschen in Zwillich gekleidet, mit hölzernen Knebelspießen und Masken. Ein Hanswurst warf Nüsse unter die Gassenbuben, ein anderer mit Rosenwasser gefüllte Eier auf die Mädchen.

Dann kamen die Schönbartläufer mit Feuerkolben, mit Epheu umwundenen Rohren, aus denen während des Laufens geschossen wurde

Das Schönbartkleid war alle Jahre an Form und Farbe verändert.

Man sah bei diesen Aufzügen allerlei drollige Figuren, bald einen wilden Mann mit einem Wolfskopf und Spiegeln an den Kleidern, bald einen mit Kastanien behangenen Indianer &c.

Vom Jahre 1475 an bildete den Schluß des Zuges gewöhnlich die Hölle, bestehend aus einem Feuerwerke, auf einer Schleife, welches Nachts vor dem Rathhause abgebrannt wurde.

1523 zur Zeit der Reformation sah man dabei einen ganz in Ablaßzetteln gekleideten Mann.

Zwei Jahrhunderte erhielt sich diese Sitte, bis 1539, wo, weil die Hölle ein Schiff dargestellt hatte, in welchem ein dem damaligen Dr. Andr. Osiander täuschend ähnlich sehender Priester zwischen einem Doktor und einem Narren sitzend, zur großen Belustigung der Menge zur Schau gestellt war, das Schönbartlaufen auf immer verboten wurde.

Ein ähnlicher Gebrauch, der sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, ist der Metzgersprung, der im Jahre 1517 zu München seinen Ursprung fand.

Es wüthete nämlich damals dort die Pest auf schauderhafte Weise.

Tausende von Menschen wurden in kurzer Zeit dahin gerafft.

Als aber gegen Ende des Jahres die Krankheit etwas nachgelassen hatte, das Publikum aber so entmuthigt war, daß ohnerachtet die Contumazbestimmungen bereits zurückgenommen waren, sich doch fast Niemand an's Fenster, geschweige erst auf die Strasse wagte, so kamen einige muthige Metzger und Schäffler-Bursche auf den Gedanken, durch fröhliche Aufzüge wieder Leben in die verödete Stadt zu bringen.

In Kalb- und Schaffelle gekleidet durchzogen letztere die Stadt und badeten, zum Beweise, daß nun alle Gefahr vorüber sei, sich in diesem wunderlichen Aufzuge im sogenannten Fischbrunnen am damaligen Schrannen- nun Marienplatze, wobei sie sich auch häufig erlaubten, die Umstehenden zum Scherze mit einem tüchtigen Tuschbade zu überraschen.

Die Idee des Metzgersprunges scheint jedoch noch einen früheren Ursprung gehabt zu haben und von folgendem, bei den Fleischhauern in Ungarn schon in uralten Zeiten üblichem Brauche abgeleitet zu sein.

Dort mußte nämlich jeder Lehrling, bevor er frei gesprochen wurde, sich auf folgende, eben nicht sehr angenehme Weise baden.

Vor dem Hause des Herbergsvaters wurden zwei große Butten aufgestellt, die eine angefüllt mit Wasser, welches durch hineingeworfene Excremente von Rindvieh getrübt war, die andere reines Wasser enthaltend.

Mit einem neuen Hemd und leinenen Beinkleidern mußte sich derselbe 3 mal in der einen und 3 mal in der anderen Butte, den Kopf voran, untertauchen; dagegen hatte er das Recht, auch die Umstehenden gehörig zu bespritzen. —

Es scheint dieses eine symbolische Bedeutung gehabt zu haben — entweder wollte man damit andeuten, wie nöthig die Reinlichkeit bei einem Gewerbe sei, bei dessen Verrichtungen ein Beschmutzung oft nicht zu vermeiden ist, oder man wollte dem Neugebackenen zu verstehen geben, daß er nun von den Sünden und dummen Streichen der Lehrzeit losgesprochen, sich künftig eines sittlich reinen Lebenswandels zu befleißigen habe.

Ueber Erfindungen.

Erfinden heißt, irgend eine vorher noch nicht gekannte Wahrheit durch eigenes Forschen theoretisch oder praktisch auszumitteln, oder eine solche für irgend eineu Lebenszweck nutzbringend zu machen.

Das Streben des Erfinders erzweckt, noch nicht Dagewesenem Ursprung zu geben, oder auch, aus bereits Vorhandenem durch verschiedenartige Zusammenstellung (Composition) Neues zu schaffen.

Die Erfindungen lassen sich klassifiziren:

a) **in Stammerfindungen**, d. h. solche, die nicht von etwas bereits Vorhandenem abgeleitet sind,

b) **in Zweigerfindungen**, die von irgend einer Stammerfindung abgeleitet, sich jedoch in Betreff des Zweckes oder der Ausführung wesentlich von derselben unterscheiden.

Z. B. die Benützung der Dampfkraft ist die Stamm-, die verschiedenen Dampfmaschinen aber sind Zweig-Erfindungen.

Der Erfindung sind alle Sparten der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie dienstbar, denn, wenn auch der Zufall oder ein flüchtiger Gedanke oft den ersten Anstoß dazu giebt, so sind doch sie es, denen schon die erste Pflege jeder geistigen Neugeburt übertragen werden muß.

Nicht leicht war irgend ein Jahrhundert so fruchtbar an wichtigen Erfindungen, als das unsrige, in welchem der Geist des Fortschrittes auf allen Gebieten des Wissens gewaltige Anstrengungen gemacht hat, um sich seiner Fesseln zu entledigen.

Staunenswerth sind die Erfolge, die der menschliche Geist, nach und nach fast alle Kräfte der Natur unterjochend, errungen hat, besonders wenn man berücksichtigt, mit welchen Schwierigkeiten man in der ersten Periode des Menschengeschlechtes zu kämpfen hatte, bis man die nothwendigsten Werkzeuge herzustellen im Stande war, mittels welcher man, solche nach und nach vermehrend und verbessernd, endlich im Stande war, jene colossalen, die menschliche Kraft weitaus überbietenden Hülfsmittel anzufertigen, die gegenwärtig aus unseren Maschinenfabriken hervorgehen.

Dem ohngeachtet ist dem nimmer rastenden Erfindungsdrange noch ein großes und weites Feld eröffnet, und namentlich bietet die Chemie noch eine reiche Ausbeute für gewerbliche Zwecke.

Doch nicht Jedermann hat die Gabe des Erfindens und nicht Jeder, der diese besitzt, hat die nöthigen technischen Kenntnisse oder die Mittel, solche fruchtbringend zu machen.

Auch hier äußert sich das in neuester Zeit auf verschiedene Weise fühlbar werdende Bedürfniß der Association.

Gleichwie bei einer Maschine ein Theil die Kraft des andern Theiles unterstützen muß, sollen auch im Mechanismus der Industrie die geistigen und materiellen Kräfte, sich wechselseitig ergänzend, zusammengreifen.

Um den strengeren Anforderungen der Neuzeit genügen zu können, müssen Kunst und Wissenschaft dem Gewerbsmanne hülfreiche Hand leisten.

Er dagegen soll es sich angelegen sein lassen, ihre Theorien praktisch zu prüfen.

Freilich ist auch in dieser Beziehung vor einer gewissen Gattung von Schwindelindustrie zu warnen, welche mitunter zu kostspieligen Versuchen verlockt, die am Ende doch ohne Resultat bleiben, — allein es wäre eben so gefehlt, sich deßhalb von jedem Versuche abhalten zu lassen, denn oft führt selbst das Nichtgelingen eines solchen zu neuen, dem Unternehmer nutzbringenden Ideen.

Dem Aufschwunge der Industrie fügt auch oft die Leichtfertigkeit, womit man das höchst unmoralische Verfahren, sich unrechtmäßig den Nutzen irgend einer Erfindung anzueignen, zu entschuldigen pflegt, fast unberechenbaren Schaden zu.

Mancher Gewerbsmann, der sich mit strenger Rechtlichkeit brüstet, hält es für einen erlaubten Geschäftskniff, Einen um die Früchte einer Erfindung zu bringen, die derselbe durch angestrengtes Forschen oder durch großen Kostenaufwand erworben hat.

Folge davon ist, daß das Erfinden immer mehr als ein undankbares Feld betrachtet und am Ende ziemlich brach liegen bleiben und daß anderwärts, wo die Erfindung besser geschützt oder reichlicher belohnt wird, die Industrie zum Nachtheile der unsrigen rasch empor zu blühen vermag, weil die erfindungsreichsten Köpfe auswandern und ihre Produktivität dem Vaterlande entziehen.

Daß eine Erfindung, wenn sie von einem unternehmenden Manne in die Hand genommen und verständig ausgebeutet wird, rasch zur Erwerbung großen Reichthums führen kann; davon sind eine Menge Beispiele aufzuzählen. Gemeiniglich entgeht aber dem eigentlichen Erfinder der Vortheil, denn gewöhnlich fehlen diesem entweder die Mittel oder die praktische Technik.

Deßhalb wäre sehr zu wünschen, daß sich Associationen zur Prüfung und Ausbeutung gemeinnütziger Erfindungen bilden möchten, deren oberstes Prinzip jedoch sein müßte

die strengste Gerechtigkeit gegen den Erfinder zu üben, nie eigennützig sein Vertrauen zu mißbrauchen und nach Maasgabe des Erfolges seine Mühe zu belohnen.

Ueber den Werth theoretischer Kenntnisse und die Nützlichkeit technischer Schriften für den Gewerbsmann.

Nachdem der Allmachtshauch des Fortschrittes belebend auf die Thätigkeit aller Zweige der Industrie zu wirken begonnen hat, ist es nicht mehr genügend, daß der Gewerbsmann blos die, von seinem Vater ererbten Geschäftsvortheile altherkömmlich fortbenützt; — er ist gezwungen, entweder selbst auf Verbesserung zu sinnen, oder die Erfahrungen Anderer sich zu Nutzen zu machen, um mit seinen Gewerbsgenossen gleichen Schritt halten oder gar dieselben überflügeln zu können.

Das sicherste Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, ist — ein eifriges Studium guter technischer Schriften.

Es bietet die Neuzeit deren eine erkleckliche Anzahl, theils in Form von Broschüren, theils als Zeitschriften, die, wie z. B. Dingler's polytechnisches Journal, gemeinnützige Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik 2c. zu verbreiten streben.

Allein nicht jeder ist in der Lage, sich derartige kostbare Werke anzuschaffen, auch ist deren Inhalt meistens zu vielumfassend und daher zu mühevoll und zeitraubend, das jedem eigenthümlich Wissenswerthe auszuziehen. Speciell für einzelne Geschäfte geschriebene Werke dagegen bieten zwar den Vortheil einer gedrängten Uebersicht, allein manche Gewerbe sind miteinander verschwistert und ihre Interessen so eng mit einander verbunden, daß es für sie nur wünschenswerth sein kann, auch in die Technik der verwandten Geschäfte eingeweiht zu werden.

Dieses war auch der Beweggrund, warum wir unsere Geschäfts- und Erfindungsberichte sowohl, als unser Correspondenzblatt

die Lederhandlung

allen Leder producirenden und consumirenden Gewerben zu gemeinschaftlicher Benützung gewidmet haben.

Die Erfindungsberichte werden nebst unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen eine große Anzahl nützlicher Rathschläge enthalten, die theils für eines oder das andere dieser Fächer von besonderem Interesse sein, theils aber gemeinschaftlichen Vortheil bieten werden.

Man wird darin so manches gute Rezept finden, welches man nicht leicht, oder nur mit großen Kosten auf andere Weise sich würde verschaffen können, kurz es wird dieses Werkchen seinem Besitzer ein treuer Rathgeber sein, und ihm in seinem Berufe oft wichtige Dienste leisten.

Das monatliche Korrespondenzblatt **„Die Lederhandlung“** hat sich, wie aus dem beigegebenen Programme ersichtlich ist, die Aufgabe gestellt, nicht blos durch Geschäfts- und Handelsberichte, wie wir zur Probe einen beigefügt haben, über Ebbe und Fluth des Ledermarktes gewissenhaft zu referiren, sondern auch politische und handelspolitische Fragen zu besprechen und als Organ zu dienen, um die Interessen der Lederindustrie auf alle erdenkliche Weise berathen und fördern zu können.

Haben auch unsere Gewerbe- und Arbeiter-Bildungs-Vereine das Verdienst, technischen Schriften eine größere Verbreitung zu ermöglichen, so dürfte doch die Theilnahme für solche unter den Gewerbetreibenden immer noch eine regere werden.

Derartige Schriften sollten eigentlich in keinem Geschäfte fehlen, da sie nicht blos dem Vorstande als ergiebige Fundgrube, sondern auch den Gehilfen und Lehrlingen zur Beförderung ihrer merkantilen und technischen Ausbildung dienen.

Am Schlusse bieten wir als Gratisbeigabe nicht blos das Programm unseres Correspondenzblattes

„Lederhandlung“

sondern auch zur Probe einige derselben einverleibte Aufsätze, welche in der vorausgegangenen kleineren Schrift keinen Platz gefunden hatten.

Die Geschäfte,

welche Häute und Felle zur Gerberei liefern und die lederverarbeitenden Gewerbe sollten sich, weit mehr als es bisher geschah, die Hand reichen und ihren Beruf sich gegenseitig erleichtern.

In jeder ansehnlichen Stadt sollte daher das Beispiel so mancher anderer zeitgemäß zusammengreifender Gewerbe nicht ohne Nacheiferung bleiben.

Wir sehen z. B. die Tischler ihre gefertigten Möbel in gemeinschaftliche Hallen bringen und dorten einen soliden Verkauf zu festen Preisen damit bewerkstelligen.

Manches Geschäft wird natürlicherweise dadurch zum Abschluß gebracht, das unterbleiben hätte müssen, wenn die Waare zu Hause behalten worden wäre, weil der Käufer alsdann von deren Existenz sich nicht so allseitig überzeugen oder genau unterrichtet sein kann, wie bei einem gemeinschaftlichen Sammelpunkt, oder weil es ihm an Zeit mangelt, jeden einzelnen kleinen Vorrath aufzusuchen.

Auch gemeinschaftliche Waarenlager in den benachbarten größeren Städten zu errichten, wäre gewiß sehr zweckdienlich.

Alle Sorten Waaren passen aber nun einmal nicht zusammen.

Möbel und Kleider passen gewiß nicht zu rohen Häuten und Fellen 2c., wenigstens nicht in denselben vier Wänden.

Für letztere Güter sollte also in jeder Stadt ein besonderes gemeinschaftliches Magazin gehalten werden, das von einem zuverlässigen Collegen oder Mitbürger gegen eine mäßige Erkenntlichkeit zu verwalten wäre.

Zu gleicher Zeit könnte in der Nähe eine gemeinschaftliche Lederhalle bestehen, und daß Schuhmacher- und Sattlerarbeiten vielleicht das beste Plätzchen dabei erhielten, je nachdem diese Fabrikate sauber gefertigt erschienen, dürfte außer allem Zweifel stehn.

Wenn dagegen viele Gewerbehallen bisher schlechte Geschäfte machten und manche sogar wieder eingehen mußten, so trägt sicherlich der Umstand, oder besser gesagt, der Mißstand daran Schuld, daß man zu Vielerlei zugleich feilbot und deßhalb zu wenig Auswahl in dem Einzelnen darbieten konnte.

Auch muß der angestellte Verkäufer stets genaue Waarenkenntnisse seiner Artikel haben.

Bei zu vielerlei Waaren ist dieses jedoch eine pure Unmöglichkeit. Auch ein Gewerbsmeister, der in zu viele Branchen hineingreift, wird häufig ein Stümper in jedem Fache bleiben und deßhalb nicht bestehen können.

Errichtet also Verkaufshallen, aber nur je eine für verwandte Gewerbe. Wenn dieselben richtig und redlich verwaltet werden, kann es an einem guten Erfolge niemals fehlen.

Verbesserter Betrieb der Gewerbe muß jedoch damit fortwährend verbunden sein.

Wenn der Inhalt dieser Schrift hiezu unserem Wunsche gemäß beizutragen vermag, so hat dieselbe ihren Zweck vollkommen erfüllt.

Weder Zeit noch Kosten wurden gescheut, um nicht nur aus den besten Quellen das Vorzüglichste zu schöpfen, sondern auch die eigenen, theuer erworbenen Erfahrungen zur billigen Erkenntniß unserer verehrlichen Leser zu bringen.

Die Behandlung der Häute und Felle von Seite der Fleischer,

um solche für die Fabrikation tauglich zu erhalten.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß von der richtigen Behandlung des Rohmateriales die Güte jedes Fabrikates wesentlich abhängt. Ebenso ist es notorisch, daß irrationelle und leichtsinnige Behandlung irgend eines Stoffes am Produktionsorte leicht ein Urtheil gegen denselben hervorrufen und veranlassen kann, daß der Handel andere Bezugsquellen aufspürt, wo die ursprüngliche Behandlung eine sorgfältige ist, und daher eine Qualitätsverbesserung in Aussicht gestellt ist.

Einen schlagenden Beweis für das Gesagte liefert der Handel mit rohen Häuten und Fellen.

Würde die Behandlung der Wildhäute an Ort und Stelle eine sorgfältigere sein, würde bei Aushäutung nicht so rücksichtslos zu Werke gegangen, so würde ohne Zweifel die Verarbeitung derselben eine beliebtere sein, denn offenbar ist der Naturzustand des wilden Hornviehes, die reichliche Nahrung, die solches in den unermeßlichen Prärien findet, der Ausbildung der Haut im hohen Grade zuträglich.

So aber ist die massenhafte Erlegung dieser Thiere Ursache, daß durch oberflächliche Aushäutung, durch längeres Liegen in der Sonnenhitze &c. die Häute Schaden leiden, und aus diesem Grunde die Scheu erklärlich, welche manche der Fabrikanten abhält, diese in ihrer ursprünglichen Qualität und bei sorglicher Auswahl ausgezeichnete Waare zu verarbeiten.

Ein anderes Beispiel lieferten die Petersburger Metzger, deren Nachlässigkeit schuld war, daß der einst so lebhafte Handel in rohen Häuten mit Hamburg plötzlich abgeschnitten wurde, so zwar, daß die russische Regie-

rung sich veranlaßt sah, empfindliche Geldstrafen auf Lieferung schlechtbehandelter schnittiger Waare zu setzen, und wahrlich, wenn auch im Allgemeinen russische Zustände nicht wünschenswerth erscheinen, in diesem Falle dürften unsere Regierungen ein nachahmungswürdiges Beispiel finden.

Auch bei uns pflegt die geringe Sorgfalt, die der Behandlung der rohen Häute und Felle zugewendet wird, der Lederindustrie empfindlichen Schaden zuzufügen.

Ein rühmlichst bekannter Gerberverein veröffentlicht im Hinblick auf diesen Uebelstand einen Aufsatz, der den Oekonomen und Metzgern beherzigenswerthe Winke gibt und im Wesentlichen Folgendes darlegt:

Es wird erwähnt, daß nur zu häufig die Häute geschlachteter und gefallener Thiere nicht sogleich abgezogen, sondern Tage lang auf den Cadavern belassen werden, wodurch nicht blos durch den daran vorgehenden Fäulnißprozeß den Häuten Schaden zugefügt wird, sondern überhaupt die Kernhaftigkeit des Leders vermindert wird.

Es wird ferner beklagt, daß bei mangelhafter Aushäutung nicht blos durch das Verschneiden, sondern durch zurückbleibende in Fäulniß übergehende Haut- und Fleischfragmente die Häute und Felle entwerthet werden, und daß endlich ein mangelhaftes Verfahren bei Aufhängen und Trocknen der Geschmeidigkeit und Haltbarkeit des Leders Eintrag thut.

Zur Beseitigung dieses Mißstandes wird Folgendes in Vorschlag gebracht:

1) Sofort nach dem Tode des Thieres Haut oder Fell sorgfältig abzuziehen;
2) etwa noch daran haftende Fleischtheile bis auf das Geringste loszutrennen;
3) die Häute und Felle unverzüglich an einem luftigen, der Nässe nicht ausgesetzten Raum, die Haarseite nach innen, und zwar so aufzuhängen, daß —
4) der Luftzug über die ganze Länge der inneren Seite des Felles streichen kann;
5) das Zusammenschrumpfen zu verhindern, Kopf und Schwanzende auf der Stange stramm anzunageln;
6) Klauen und Beinknochen aus- und auf beiden Seite Spreize einzuziehen und
7) das Abziehen nicht unkundigen Händen zu überlassen.

Mit diesen Vorschlägen vollkommen einverstanden, erlauben wir uns jedoch noch folgendes beizufügen:

So lange es lediglich dem guten Willen der Häuteproduzenten anheimgegeben bleibt, durch sorgfältige Behandlung derselben der Lederindustrie nützlich zu werden, zweifeln wir, offen gestanden, an dem Erfolg.

Altherkömmlichkeiten pflegen viele als Rechte zu betrachten und zu ihrem Vortheile auszubeuten, wenn sie auch im Allgemeinen noch so schädlich sind.

So z. B. die Zuwage des Gehirnkastens und der Schweife.

Bei Versendung grüner Häute wird dieser Umstand, namentlich im Sommer, wo diese Theile leicht in Fäulniß übergehen, recht häufig Veranlassung, daß die Kopf- und Halstheile Schaden leiden.

Sollten die Metzger nicht veranlaßt werden können, die Theile separat zu verwerthen?

Sollte der Fabrikant nicht befugt sein, fleisch- und schnittfreie Häute begehren zu können? er würde gewiß gerne dafür einen höheren Preis bezahlen.

Aber auch die Metzger könnten dadurch ihr Interesse wahren, wenn von Seiten der Innungen beschlossen würde, den Gesellen für jede tadellos abgezogene Haut eine kleine Gratifikation auszusetzen, dagegen für jede beschädigte eine angemessene Strafe in Abzug zu bringen.

Es würde dieses am allersichersten zur Abstellung vorbeschriebener, die Interessen der Lederindustrie so arg gefährdenden Mißbräuche führen.

Vergleichende Zusammenstellung des deutschen, englischen, französischen und amerikanischen Verfahrens zum Gerben von Sohlleder.

Als Norm des deutschen Verfahrens geben wir im Wesentlichen hiermit die Beschreibung der in den preußischen Rheinlanden üblichen Gerbmethode und benutzen dabei als Quelle Bischon's Lehrbuch der Sohlledergerberei.

Als Material verarbeitet man daselbst sowohl getrocknete als gesalzene Wildhäute, welche letztere man so geschickt zu behandeln weiß, daß das aus ihnen hervorgegangene Leder kaum von dem aus ersteren erhaltenen zu unterscheiden ist; man läßt sie weniger weichen.

Das Einweichen der Häute, als erste Operation, geschieht in der Weise, daß die Häute zuerst blos mit dem Kopf in's Wasser gelegt werden, den andern Tag die ganze Haut; haben sie einige Tage darin zugebracht, dann werden sie herausgenommen, die Köpfe gehämmert, das Wässern der Häute noch 24 Stunden fortgesetzt, worauf sie den folgenden Tag, auch wohl noch einen Tag im Wasser gewesen sind, werden sie gestreckt, nach dem Strecken wiederum in frisches Wasser gebracht, und wenn sie hiedurch gehörig geweicht sind, gespült, um darauf in die Schwitze zu kommen.

Zu diesem Behuf läßt man die Häute auslaufen, nämlich das Wasser von ihnen abtropfen, worauf sie in die Schwitzkammer kommen, in welcher sie der Länge nach doppelt zusammengeschlagen, entweder einzeln neben einander, oder je 5 übereinander (je größer die Zahl der übereinander gehangenen Häute, desto schlechter schwitzen sie, sofort auf Stangen gehangen werden. Wenn die Haarwurzeln der Häute sich zu lösen anfangen, werden sie gewendet, worauf man sie noch einige Tage gehörig schwitzen läßt, demnächst werden sie einzeln in frisches Wasser

geworfen, entweder gleich oder erst nach einigen Stunden herausgezogen und zum Auslaufen übereinander gelegt. Hierauf folgt das Haaren, wozu die Häute zusammengeschlagen auf den Baum gebracht werden; hartnäckige Stellen werden hierbei entweder mit Sand eingerieben, oder mit einem scharfen Scheereisen rasirt; ersteres, wenn dadurch der Narben nicht beschädigt wird, ist besser als das Abrasiren, weil bei letzterem die Haarwurzeln in der Haut zurückbleiben, auf ein reines Haaren der Häute muß aber insbesondere deshalb gesehen werden, weil die Haarseite später keine weitere Bearbeitung mehr erfährt.

Nunmehr geschieht das Scheeren, ist es beendigt, so werden die Häute auf der Narbenseite nachgesehen und wo es nöthig ist durch Streichen nachgeholfen, dann eine kurze Zeit gewässert, hernach die Fleischerschnitte gesalzt, um demnächst in die Schwellbeize kommen zu können, gespült.

Das Schwellen geschieht in kleinen Gruben oder Kufen, worin gewöhnlich 5, bisweilen aber auch 8 bis 10 Häute zugleich eingelegt werden. Die Schwellbeizen bestehen in sauerer Lohbrühe, die entweder aus bereits benutzter frischer Lohe, wie man sie beim Herausnehmen (Aufziehen) der Leder aus den Gruben erhält, bereitet wird (todte Beize) oder aus einer solchen Sauerlohe, die man eigens für diesen Zweck einige Monate lang aufbewahrt hat (eingemachte Lohe). Dergleichen Schwellbeizen, von allerdings nicht gleichmäßig saurer Beschaffenheit, bekommen die Häute gewöhnlich 3 und bleiben in einer jeden von ihnen unter öfterm Aufschlagen etwa 3—4 Tage.

Durch das Schwellen gehörig aufgetrieben schreitet man nunmehr zum Versetzen der Häute, welches, je nachdem sie beledert oder mehr oder minder schwer sind, 3 auch 4 mal mit ihnen vorgenommen wird.

Dazu dienen aus starken hölzernen Bohlen wasserdicht gearbeitete Gruben, auf deren Boden eine 6—8 Zoll starke Schicht ausgenutzter Lohe festgetreten und bei jeder Versetzung erneuert wird. In diese bringt man nunmehr die Häute, ohne daß das Wasser abgelaufen ist, indem man sie möglichst locker mit der Narbe nach oben lagert, und mit trockener (in Malmedy mit Tags zuvor naß gemachter) Lohe von 15 bis 18jähriger Spiegelrinde (im ersten Satz am reichlichsten) sorgfältig bestreut. Die Lage ausgenutzter Lohe (Hut), welche, wenn die Grube bis zur rechten Höhe gefüllt ist, man obenauf bringt, braucht das erste Mal nur leicht zu sein, nachdem der Inhalt der Grube mit Brettern bedeckt und mit Steinen beschwert ist, füllt man die Grube sogleich mit saurer Lohbrühe, man tränkt sie ab, und läßt die Häute in dieser Verfassung 8—10 Monate, auch wohl ein Jahr, ruhig liegen. Nach Verlauf dieser Zeit herausgenommmen, fegt man sie mit einem schleimigen Wesen (Pektin aus der Lohe) bedeckten Häuten mit einem stumpfen Besen ab, und versetzt sie zum zweiten Male; dieses Mal wie später lagert man sie indeß die Fleischseite nach oben, verwendet die Lohe in etwas geringe-

rer Menge und zwar trocken, macht auch den Hut schwerer, in diesem Zustande bleiben die Häute etwa 6—8 Monate liegen.

Das Versetzen zum dritten Male geschieht in nämlicher Weise, wenn es indessen der letzte Satz ist, den man den Häuten gibt, läßt man sie gewöhnlich vor dem Einlegen einen oder zwei Tage an der Luft schwach abtrocknen, auch werden sie mit der trocken verwendeten Lohe in den Gruben fest eingetreten, der Hut schwer, wie beim zweiten Satz gemacht, und das Ganze anstatt mit einer mit zwei Lagen Steinen beschwert; das Abtränken geschieht dieses Mal nicht sofort, sondern öfters erst nach 1 oder 2 Tagen. Haben die Häute endlich die Gare erreicht, worüber wiederum 9—10 Monate zu vergehen pflegen, so werden die Leder aus den Gruben genommen (aufgezogen), die daran hängende Lohe abgefegt, Kopf und Füsse umgebogen und dann zum Trocknen gebracht, worauf man, da hierin sehr wesentliche pecuniäre Vortheile liegen, große Sorgfalt verwendet. Es geschieht entweder im Freien oder auf Speichern; kann es unter Einfluß der Sonne erfolgen, so ist es um so vortheilhafter, wobei jedoch ein fleißiges Wenden der Häute stattfinden muß. Wenn sie hierdurch äußerlich abgetrocknet sind, werden Kopf, Klauen u. s. w. eingefaltet, (faconirt) die Falten mit einem hölzernen Hammer geklopft, darauf die Häute mit der Narbe nach oben unter die Presse gebracht, worauf die eingefalteten Theile noch mit einem länglich viereckigen oder keilförmigen, hölzernen Klotz gestampft werden und endlich gepritscht, d. h. sie werden auf ein schräges Gerüst gelegt, welches die Sonne von oben nach unten bescheint, so daß die feuchten Theile der Haut hinreichend abtrocknen; zuletzt werden die Leder auf der Narben- und Fleischseite abgebürstet.

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die anerkannten Vorzüge des rheinischen Sohlleders in dem gleichmäßigen Einweichen, der richtigen Schwitze, dem gehörigen Schwellen, vor Allem aber in der Verwendung einer so vortrefflichen Lohe, wie man sie aus 15—20jähriger rheinischer Spiegelrinde erlangt, zu suchen sind.

Das in England übliche Verfahren zur Herstellung von Sohlleder war in älterer Zeit ziemlich das nämliche wie in Deutschland; in neuerer Zeit hat man darin jedoch Fortschritte gemacht, wodurch in kürzerer Zeit als bei Anwendung der rheinischen Verfahrungsweise ein festes und doch elastisches Sohlleder erhalten wird.

Das Rohmaterial besteht hauptsächlich aus amerikanischen gesalzenen oder getrockneten Ochsenhäuten, indeß auch frische oder grüne Häute werden verarbeitet, weil bei der dort eingeführten guten Ernährung des Viehes die Häute viel kerniger, geschlossener und kurzfaseriger sind; bei allen werden Kopf und Seitentheile abgeschnitten und nur das eigentliche Kernstück zu Sohlleder verwendet.

Als Gerbmaterial dient in England vorherrschend Eichenrinde, die man in fast ausreichender Menge im Lande gewinnt; sie wird jedoch nur

ausnahmsweise in Substanz als Lohe gebraucht, vielmehr fast ausschließlich als Lohbrühe, über welche sogleich Näheres erwähnt werden wird.

Das Enthaaren der Häute geschieht, nachdem das Einweichen vorangegangen, durch Einlegen in Kalkmilch, worin sie gelassen werden bis die Haare sich leicht lösen; nach dem Abhaaren und Scheeren reinigt man sie von dem Kalk und bringt sie sodann in die Lohbrühe. Zu ihrer Bereitung, die jederzeit besonders vorgenommen wird, dient niemals sauere Lohbrühe, welche eben so wie die Sauerlohe weggeworfen wird; frisches Wasser ist jedesmal das Extraktionsmittel für die gemahlene Rinde, man wendet es kalt, warm und auch als Dampf an, welchen letzteren man durch ein Rohr in die mit Wasser angerührte Lohe leitet, die auf dem durchlöcherten Boden eines mit Abflußhahn versehenen hölzernen Bottig liegt. Um schwächere und stärkere Brühen, je nachdem man ihrer bedarf, zu erlangen, bringt man bloßes Wasser auf eine schon beinahe erschöpfte Lohe, die dadurch gewonnene Brühe auf eine Lohe, die noch nicht in dem Grade extrahirt worden als die erste, und von da kommt sie mit einer dritten noch reicheren Lohe in Berührung, bis sie zuletzt zu frischgemahlener gelangt, und durch diese den höchsten Stärkegrad erreicht.

Es ist fast allgemein im Gebrauch, die enthaarten Häute zuerst in schwache Brühe zu bringen, und sie aufeinander folgend mit immer stärkeren Brühen zu behandeln bis man zum Versenken derselben schreitet.

Hierunter versteht man nämlich ein, dem in den Rheinlanden üblichen Versetzen entsprechendes Verfahren, jedoch mit der Abweichung, daß hier die Häute nicht dem Drucke ausgesetzt werden, den sie beim Versetzen erfahren. In einer zur Hälfte etwa mit frischer Lohbrühe angefüllte Grube wird ein aus Fichtenbrettern gearbeiteter, durch Holzstifte zusammengehaltener, mit vielen Löchern versehener Boden gelegt, welcher die Größe der Grube hat, ohne an deren Seitenwänden anzustreifen; auf diesem, auf der Lohbrühe schwimmenden Boden, wird eine Haut ausgebreitet, darauf je nach der Hautstärke etwas Loh gestreut, sofort eine zweite, dritte, vierte u. s. w. Haut eingelegt, bis die Grube voll ist. In dem Maße, als der Bretterboden mehr und mehr durch die darauf gelegten Häute sich senkt, steigt die Brühe immer höher und zwar bei dieser Manipulation viel schneller und kräftiger, als ihrem Eindringen kein Widerstand entgegengesetzt wird. Nach etwa 6 Monaten ist bei dieser Methode die Gerbung so weit vorgeschritten, als nach der deutschen in einem Jahre.

Aus der Gerberbrühe herausgenommen, zeigt sich der Narben sehr zusammengezogen, dem man durch nunmehr vorzunehmendes Ausrecken, Klopfen und Walzen abzuhelfen weiß. Darin liegt, wie hieraus zu ersehen eine erhebliche Verschiedenheit zwischen dem englischen und deutschen Gerbverfahren, daß bei ersterem nur süße durch Extraktion von nicht schon vorher benutzter Lohe mit frischem Wasser bereitete Gerbbrühen gebraucht

werden, das Schwellen der Häute fällt sonach hier gänzlich fort, und daher mag es wohl kommen, daß die englischen Sohlleder sich durch ihre Festigkeit auszeichnen, dessen ungeachtet aber sich biegsam und elastisch erweisen. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß man in den englischen Gerbereien, mit Ausnahme der Lohmühle und Pumpe, die niemals fehlen, so wenig mechanische Kräfte zur Verwendung kommen, in einem Lande, wo das Maschinenwesen einen so hohen Grad von Vervollkommnung erreicht und so allgemeine Anwendung gefunden hat. Daß Lederspaltmaschinen für den blühenden englischen Handel mit Spaltleder dort häufig sind, versteht sich von selbst.

Die in Frankreich gebräuchliche Sohllederverbreitung weicht in einiger Hinsicht von den andern Ländern ab. Südamerikanische Häute werden gesalzen, die inländischen aber grün d. h. frisch verwendet. Ihre Enthaarung geschieht nicht wie in England durch Kalk, sondern durch Schwitzen, es werden nämlich die vorher mit Wasser behandelten reingespühlten Häute in einem verschlossenen Raum auf Haufen gelegt, sie erwärmen sich hierbei während des Liegens und erfahren einen gewissen Grad von Gährung, in deren Folge die Haare sich mit Leichtigkeit von der Haut entfernen lassen. Demnächst werden die enthaarten Häute einer geringen Schwellung in saurer Lohbrühe unterworfen, leicht abgefärbt und mit der Rinde von jungen Eichen (Spiegelrinde) versetzt. Sind sie vollkommen gar, so werden sie auf Tafeln ausgereckt und zum Trocknen auf Böden gebracht. Zur Hälfte etwa abgetrocknet, werden sie den Schlägen eines mittelst Maschinenkraft in Bewegung gesetzten messingenen oder kupfernen Hammers ausgesetzt, und dann vollends ausgetrocknet.

Das Klopfen des Sohlleders bezweckt eine Vermehrung seiner Dichtheit und Vergrößerung seines spezifischen Gewichts, eine Arbeit die in Deutschland gewöhnlich die Schuhmacher verrichten. Das französische Sohlleder ist im Allgemeinen heller von Farbe als das englische und rheinische; es ist fest und elastisch, ohne die Härte des englischen zu haben, und ist daher mit dem Messer nicht so schwer zu zerschneiden als dieses.

Das amerikanische Verfahren zur Sohllederverbreitung unterscheidet sich in mehreren Stücken sehr wesentlich von dem europäischen, insbesondere dem deutschen, während nämlich bei uns als Folge des mehr handwerksmäßigen Betriebes der Gerberei die Handarbeit noch in voller Geltung steht, so legt der amerikanische mehr fabrikmäßig und rationell sich dokumentirende Gewerbebetrieb so zu sagen eine Abneigung für die Handarbeit an den Tag, und ist, so viel sich's nur thun läßt, auf Anwendung mechanischer Kräfte und Einführung von Maschinen bedacht. So werden daselbst die harten afrikanischen und gleichsam steinigten Rohhäute aus den mittelamerikanischen Hafenplätzen, welche durch Erweichen und Stocken auf dem Baum sich kaum in denjenigen Zustand, wie er für ihre weitere Verarbeitung erforderlich ist, möchten bringen lassen, mittelst Häute-Pochmühlen entweder Wurfhammer oder Stoßmühlen bald

trocken, wobei die durch die Schnelligkeit der Bewegung (60—160 Umdrehungen in der Minute) entstehende Wärme viel zur Lockerung der Haut beiträgt, bald naß unter Zufließen von kalten Wasser während des Walkens weich gemacht.

Was das nächstfolgende Schwitzen betrifft (Kalken kommt bei Sohlleder nicht in Anwendung) so wird es in gewölbten steinernen Gruben, an der einen Ecke mit einer Wasserquelle versehen, bei einer zwischen 40—70 Grad steigenden Temperatur vorgenommen. Der Gerbeprozeß selbst, dem darauf die enthaarten Häute unterworfen werden, wird hauptsächlich durch Hemlock-Lohe (Rinde von Pinus canadensis) bewirkt, für die man in der Regel nichts weiter als Schälerlohn zu bezahlen hat; sie wird niemals in Substanz, sondern stets als Auszug oder Brühe verwendet und weil man gefunden hat, daß die Gewichtszunahme des Leders 50—80% hauptsächlich mit abhängig ist von der richtigen Verwendung starker Extractionen der Rinde, so ist man bemüht, sie in großer Menge von 26—40% Stärke zu erlangen. Die früher üblichen Auslauge-Apparate sind daher gegenwärtig mehrentheils durch Preßvorrichtungen zum Extrahiren der Rinde ersetzt, das Gerben selbst wird durch's Treiben befördert, wozu noch kräftige Arbeiter benützt werden, indem die verschiedentlich dazu benutzten Treibemaschinen bis jetzt den Anforderungen nicht entsprochen haben. Binnen 4—6 Monaten stellt man auf solche Weise ein vollkommen durchgegerbtes Sohlleder dar, dessen Brauchbarkeit und Güte zwar noch nicht bei dem an Eichengerbung gewöhnten deutschen Publikum, wohl aber in England Anerkennung gefunden hat.

Die Quantität Sohlleder, welche im Jahre 1858 in New-York inspizirt worden, betrug 3,500,000 Seiten.

Die Inspektion geschieht daselbst von verpflichteten, unpartheischen Leuten, welche gegen eine geringe Abgabe die als trocken genug anerkannten fertigen Sohllederhälften abwiegen und das Gewichtsergebniß auf den Leder mit ihrem amtlichen Stempel beglaubigen.

Diese Angabe wird von Käufern und Verkäufern als unabänderliche Basis angenommen, es mag sich nun eine Zunahme oder Abnahme des Gewichtes weiter auf dem Lager ergeben haben oder nicht.

Die Kennzeichen eines guten Leders

sucht man gewöhnlich nur im hellen Aussehen, feinen Narben, reiner Fleischseite, einem durchaus hellbraunen Schnitt, überdies beim Angriff oder Befühlen des Sohlenleders in möglichster Festigkeit, sowie bei dem Oberleder in Milde und Weichheit.

Bei dem schwarzen Kalbleder, Kuhleder, Deckblankleder überdies noch in tiefer Schwärze.

Und dennoch genügen alle diese durchaus nicht verwerflichen Anzeichen keineswegs um den Schuh- und Stiefelfabrikanten, den Wagenbauer, Riemer und Sattler vor üblen Einkäufen zu bewahren. Es ist notorisch, daß ein Leder schönes Ansehen, kurz alle obige Anzeichen haben und dennoch von ziemlich schlechter Qualität sein kann.

Das Sohlleder soll außer schöner weißer Farbe auf beiden Seiten vor Allem frei von Falten sein. Das darinnen enthaltene Leder ist jedesmal viel lockerer als die oberen Theile der Haut.

Durch Ausziehen auf Böcken und Austreten mit etwas gutem trockenem, feinem Eichenloh vermögen die Falten bei dem erstmaligen Versetzen leicht entfernt zu werden. Wo dieses nicht geschieht, kann man auf nachlässiges Grubenversetzen überhaupt schließen und Sohlenhäute aus solchen Gerbereien werden daher nicht selten noch manche andere ungenügend gegerbte Stellen enthalten, während andere Theile vielleicht zu viel gegerbt sind, was jedoch keinen effektiven Nachtheil bringt

Ferner soll das Sohlenleder seine helle Farbe nicht auf Kosten eines hin und wieder lädirten Narbens haben, unter welchem der Kern niemals gut ist.

Dieser soll vielmehr überall bei dem Anschnitte besonders aber im Rücken und in der Mitte der Seiten eine gut geschlossene kastanienbraune Textur zeigen, welcher nicht etwa einen schmalen hellen Streifen das An-

zeichen von Rothgerbung im Kerne sondern blos etwas weniger hellfarbigere Fasern in der ganzen Hautstärke, dabei aber einen glänzenden und glatt anfühlenden Schnitt haben soll. Ein grau und trüb erscheinender Schnitt ist trotz aller Weiße des Leders Anzeichen genug, daß dieses zu sehr geschwitzt und gewässert oder in den Farben zu sehr aufgetrieben daher porös, brausch und brüchig und deswegen nicht dicht genug gegen die schlimmen Einwirkungen des Wassers ist.

Dieselben Anzeichen gelten auch ohngefähr vom Waschleder, da es zu demselben Gebrauche bestimmt ist,

Braunes Oberleder muß außer den genannten Vorzügen auch die gehörige Elasticität besitzen.

Manche Käufer erproben deßhalb die Leder durch mehrmaliges Zusammenfalten mit der Narbenseite nach Außen, bricht diese nicht bei starkem Biegen, so glaubt man die Probe gemacht und günstig ausgefallen. Ist jedoch die Waare nur einigermaßen feucht, so wird das durch zu vieles Aeschern, zu weniges Reinmachen, mangelhaftes Lohbegeben, oder irgend andere Fehler verdorbene Oberleder deßhalb doch nicht leicht Brühe bekommen und es gehört deshalb stets ein durch Erfahrung geschärftes Kennerauge dazu, gutes Oberleder vom schlechten zu unterscheiden.

Einen weiteren Anhaltspunkt hat man in dieser Beziehung darin gefunden, daß die Fleischseite eines gut gegerbten Felles nach dem Zurichten keine viel hellere Farbe zeigt wie die Narbenseite.

Sehr wenig bekannt oder beobachtet ist jedoch das Erproben des Oberleders durch kleine an den Kopftheilen zu machende Einrisse, wo solche wenig schaden.

Ist das Leder dort mit leichter Mühe nach gemachtem kleinem Einschnitte zu reißen, so verräth das stets eine schlechte Qualität, welches auch immer die Ursache hievon sei, die zu erforschen und für die Zukunft zu vermeiden nicht Sache des Käufers sein kann, sondern Aufgabe des Fabrikanten ist.

Gutes Oberleder muß auch etwas elastisch sein, aber nur nicht zu viel. Dehnt es sich bei dem Anfühlen nnd Ausziehen zu sehr, so ist es brühgar und also nicht haltbar genug. Dehnt es sich zu wenig, so ist es wegen zu frühzeitigem Versetzen etwas zu fest geworden und läßt sich also nicht gut einwalken und tragen.

Wo jedoch sehr wasserdichtes Schuhwerk verlangt wird, ist ein baldigst gut eingesetztes Oberleder, welches viele Schmiere verträgt, gewiß nicht zu verwerfen, aber man verlangt gewöhnlich nur ein eben so geschmeidiges, als bei dem Tragen des Schuhwerkes sich nicht allzusehr ausdehnendes, daher etwas versetztes Oberleder, welches man also durch vorgenanntes Beobachten und Erproben eben so sicher bei einiger Aufmerksamkeit und Erfahrung zu erkennen vermag, als ein jeder nach kurzer Zeit fühlen wird wo ihn der Schuh drückt, der nicht von gutem Leder gefertigt ist.

Vorzüglicher, leicht zu bereitender und billigkommender

elastischer Lederlak

für Schuhe und Stiefel.

6 Pfd. Flußwasser werden in einem circa 2 Maas haltenden Topfe einige Zoll eingekocht, dann werden nach und nach einzelne nachfolgende Incredienzien beigemischt, indem man nach jeder neuen Zuthat die vom Feuer genommene Mischung unter beständigem Umrühren wieder aufkochen läßt.

1 Pfd. zerkleinertes weißes Wachs,
4 Lth. durchsichtigen zerbröckelten Lederleim,
8 Lth. ganz reinen, zerstossenen Senegalgummi,
6 Lth. klargeschnittene Seife,
8 Lth. braunen Candis.

Sind auf obige Weise alle Theile wohl vereinigt, so werden noch
10 Lth. Weingeist hineingerührt und
12 Lth. feingestossene Frankfurter Schwärze zugesetzt,
dann läßt man die Masse erkalten und hebt solche an einem kühlen trockenem Orte auf.

Beim Gebrauche bedient man sich eines feinen Pinsels, mittels welchem man den Lak dünn aufträgt, nachdem er eingetrocknet ist, mit einem flachen Bimsstein sanft abreibt, und zuletzt mit einer steifen Bürste stark bürstet.

Da das Leder dadurch einen vorzüglich schönen Glanz erhält und nicht schmutzt, so dürfte dieser Lak für Schuhmacher und Stiefelfabrikanten von besonderem Interesse sein.

Das Reinigen thierischer Oele.

Die thierischen Oele enthalten einen natürlichen, noch ungereinigten Zustand, klebrige und eiweißartige Substanzen aufgelöst, welche ihre Anwendung als Schmiermittel für Maschinen unthunlich machen.

Um diese Substanzen zu entfernen, also diese Oele zu reinigen und aus taugliche Schmiermittel zu bereiten, müßte man ein Mittel haben, die erwähnten Substanzen aus dem Oele abzuscheiden, sei es daß man sie direkt unlöslich macht, oder in unlösliche Verbindnngen verwandet.

Im Lande Schornal schlägt nun W. Spericer ein Mittel vor, durch welche sich die angegebenen Zwecke erreichen lassen sollen.

Spericer vermischt nämlich das siedende Oel mit einer Lösung von Gerbsäure, die er aus Galläpfeln oder einem andern gerbstofffettigen Material gewinnt.

Der Weg den er einschlägt, ist folgender:

Handelt es sich z. B. darum, rohes Knochenöl zu reinigen, so werden vorerst 4 Liter oder 3—6 Zllpfd. Galläpfel mit 120 Liter oder 129 Dresd. Kannen siedendes Wasser übergossen und bei öfterem Umrühren das Ganze 3 Stunden lange hingestellt; worauf man die obere klare Flüssigkeit abgießt.

Hierauf schüttet man diese Flüssigkeit mit 120 Pfd. des genannten Oeles zusammen und läßt die Mischung 4—6 Stunden lang sieden.

Ist das Kochen vollendet, so werden über die Mischung noch etwa $^{3}/_{10}$ Dresd. Kannen Schwefelsäure gegossen, worauf klebrigen eiweißartigen Materien in unläßlichen Zustand abscheiden und leicht von Oelen getrennt werden können.

Bereitung einer säurefreien Guttapercha-Wichse.

Diese Wichse hat vor vielen den Vorzug, daß sie dem Leder in keiner Weise nachtheilig wird, im Gegentheile dasselbe weich und geschmeidig macht, so daß es nicht leicht brüchig wird.

Die darin enthaltenen Fettheile schützen gleichzeitig den Fuß von Feuchtigkeit, demohngeachtet aber giebt sie schnell einen schönen Glanz.

10 Pfd. Syrup werden mit 3 Pfd. Kienruß und $^{1}/_{2}$ Pfd. Beinschwärze in einem Kessel so lange umgerührt, bis sich alles vollkommen vereinigt hat.

Dann werden 15 Loth klein geschnittenes Guttapercha in einem Kessel über Kohlenfeuer gelinde erwärmt und wenn solche zerflossen ist, allmählig unter beständigem Umrühren 25 Loth Baumöl zugesetzt.

Nach vollständiger Auflösung werden noch 5 Loth Stearin beigegeben.

Hierauf mischt man noch warm obigen Syrupbrei dazu und nachdem auch diese gehörig damit (durch fleißiges Umrühren) vereinigt wurde, werden 21 Lth. Senegalgummi in 2 Pfd. Wasser aufgelöst noch dazugerührt, und endlich 1 Loth Rosmarin- oder Lavendel-Oel zugesetzt.

Beim Gebrauch wird die Wichse mit 3—4 Theilen Wasser verdünnt mit einer Bürste aufgetragen und mit der Glanzbürste auf gewöhnliche Weise behandelt.

Verschiedene Recepte zur Anfertigung eines schönen schwarzen Lederglanzes.

Nr. 1.

Eine der wohlfeilsten hievon bereitet man auf folgende Weise:

Man löst Ruß in Brandwein auf, und vermengt diesen mit Rinds-Blut.

Das Leder erhält dadurch eine schöne glänzend schwarze Farbe, die nicht abgeht.

Nr. 2.

6 Loth Tischlerleim und 6 Loth Seife werden, jedes für sich in 3 Schoppen Wasser eingeweicht.

Ist beides gehörig aufgelöst, so kocht man den Leim und gießt nach und nach das Seifenwasser bei, dann wird $1^1/_2$ Loth fein geschnittenes oder geschabtes Wachs darunter gemischt und alles zusammen so lange gekocht, bis alles sich wohl vereinigt hat, worauf man ein entsprechendes Quantum Kienruß darunter rührt, und dann das Ganze erkalten läßt.

Diese Schwärze eignet sich besonders für Pferdegeschirr rc.

Nr. 3.

Es wird Kienruß in Brandwein aufgelöst und dann so viel geronnene Milch dazugemischt, als erforderlich ist, um solche Mischung mit einem Pinsel auf das Leder auftragen zu können, ist diese getrocknet, so wird das Leder mit Fett eingerieben, welches leicht eindringt und ihm die nöthige Geschmeidigkeit giebt wodurch es einen matten Glanz erhält.

Auch Fußbekleidung lassen sich damit schwärzen.

Nr. 4.

Für alles Lederwerk ist folgende Schmiere zu empfehlen, die solches wieder schön schwarz macht:

Ein Theil Wachs und 4 Theile Thran werden mit einander gekocht und solches damit eingerieben.

Nr. 5.

Ein anderes Mittel es wieder schwarz und dauerhaft zu machen, welches besonders bei Pferdegeschirr anzuwenden ist, besteht in Folgendem

Man reinigt solches mit warmem Wasser von Schweiß und Schmutz, läßt es dann abtrocknen und schwärzt es mit einer Mischung von mit

Brantwein angerührten Kienruß und süßer Milch, schmiert es mit einer Salbe von Hammelstalg und Thran ein und reibt es stark mit einem wollenen Lappen.

Das Leder wird dadurch geschmeidig und stark und färbt nicht ab.

Nr. 6.

Als Schwärze für Geschirr bedient man sich folgender Mischung:

16 Unzen Wachs und 2 Unzen Terpentinöl werden zusammengeschmolzen und mit 4 Unzen Elfenbeinschwärze und 2 Unzen Berlinerblau und $^1/_2$ Unze Kopalfirniß vermengt.

Diese Schwärze wird aufgetragen und mittels einer weichen Bürste polirt.

Nr. 7.

Eine andere sehr gute Schwärze besteht in Folgendem:

$^1/_2$ Unze Gelotine oder Hausenblase und eben so viel Indigo, dann 8 Unzen Blauholz, 4 Unzen Seife, 8 Unzen Leim und 2 Pinten Essig werden durch Wärme miteinander vereinigt und durchgeseihet.

Nr. 8.

Die Kugeln, welche in England zum Schwärzen des Sattlerleders gebraucht werden, bestehen aus 2 Loth Schweinfett, 2 Loth gelbem Wachs, 16 Loth Elfenbeinschwärz, 16 Loth Zucker, 8 Loth Leinöl und 8 Loth Wasser, welches zusammengekocht und wenn es hinreichende Dicke erhalten, zu Kugeln geformt wird.

Kautschouk-Stiefelschmiere.

Jedermann kennt die Nachtheile von Erkältungen durch nasse Füsse zur Winterszeit in Folge des Eindringens des Schneewassers in Schuhe und Stiefel, sie mögen aus Kalb- oder Rindsleder gefertigt sein, welche, wenn mit Schweinefett entweder oder mit Fischthran versetzt geschmiert, dem Eindringen und Durchschlagen des Wassers hinreichenden Widerstand zu leisten nicht vermögen.

Das beste Mittel gegen das Durchsickern des Wassers besitzen wir im Kautschouck (Gummielastikum) und wir erachten es für unsere heilige Pflicht, die Bereitung einer mit diesem theuren Artikel hinreichend versetzten Schmiere öffentlich bekannt zu geben.

Der Kautschouk wird in heißes Wasser gelegt, worin er ganz weich wird, sodann in kleine Stückchen zerschnitten und mit heißem Schweinefett aufgelöst auf gelindem Feuer.

Hierauf setzt man noch zergangenes Unschlitt, Thran, Kammfett und venet. Terpentin dazu.

Das Mischungsverhältniß ist zu 8 Pfd. etwa folgendes:

1/2 Pfd. Kautschouk,
2 „ Schweinfett,
2 „ Leberthran,
2 „ Rindsunschlitt,
1 „ venet. Terpentin,
1/2 Kammfett.

Das Pfund dieser selbstbereiteten Schmiere wird auf circa 30 kr. kommen, und ist eine dergleichen wasserdichte Schmiere am wirksamsten, wenn solche schon vom Lederfabrikanten oder Zurichter in Anwendung gebracht wurde.

Die Bereitung des Kautschoukleims zur Reparatur der Gummischuhe.

Die Bereitung des Kautschouk-Leimes geschieht auf nachstehende Weise:

1 Theil feingeschnittener schwarzer, weicher Kautschouk wird in einem mit Kork zu verschließenden Glasgefäß mit 5—6 Theilen wasserdichten Schwefelkohlenstoff übergossen und unter Umschütteln so lange hingestellt, bis der Kautschouk sich aufgelöst hat; schneller aber findet die Lösung statt, wenn die Mischung in einem verschlossenen Gefäße im Wasserbade, jedoch nur bis 25° R. erwärmt wird.

Ist der Leim nach längerer Zeit zu dick geworden, so kann derselbe mit Schwefelkohlenstoff verdünnt werden.

Unter jeder Bedingung muß der Schwefelkohlenstoff vor seiner obenerwähnten Verwendung entwässert werden, welches einfach dadurch bewerkstelligt wird, daß in den Schwefelkohlenstoff Stücke von geschmolzenen Chlorkalcium hineingeschüttet werden, mit welchen er einige Zeit in Berührung bleibt.

Nach der Entwässerung wird der Schwefelkohlenstoff in vorher gut ausgetrocknete und gut verschließbare Glasgefäße übergefüllt.

(Ich erinnere hier an die Darstellung einer Kautschouk-Lösung, welche nach dem Eintrocknen nicht mehr klebrig ist, und welche bereitet wird durch Digestion von zerschnittenem Kautschouk und Terpentinöl, welches vorher mit 1—2 Prozent Schwefelblumen digerirt worden und von dem etwa noch ungelöst gebliebenem Schwefel klar abgegossen worden war.)

Leder wasserdicht zu machen

gibt es verschiedene Mittel; die vorzüglichsten sind:

1.

Um ein wasserdichtes gleichzeitig aber geschmeidiges Leder zu bereiten, koche man Leinöl mit einem Zusatze von Brodschnitten und Hammerschlag bis zur Harzkonsistenz.

Dann mische man den dritten Theil Kautschouk klein geschnitten bei und koche die Masse nochmals auf. Halb erkaltet wird noch $^1/_{32}$ Weingeist dazu gerührt, dann das Leder damit angestrichen und wenn es gehörig eingetrocknet ist, wieder gar gearbeitet um ihm seine Geschmeidigkeit wieder zu geben.

2.

$6^1/_2$ Pfd. Bleizucker,
$1^1/_4$ Pfd. gebranntes Umbra,
$1^1/_4$ Pfd. fein gepulverten Bimsstein und
$1^1/_2$ Pfd. Bleiweiß werden mit 1 Ctr. Leinöl bei gelindem Feuer 8 Stunden gekocht, dann verstärkt man das Feuer und läßt die Masse noch 2 Stunden kochen, dann vermischt man solche mit $^1/_3$ des Gewichtes feiner Pfeifenerde.

Nach 8-stündiger Ruhe wird solche durch Leinwand gepreßt. Es werden hierauf $33^1/_3$ Pfd. gesiebte Pfeifenerde in hellem Leime so aufgelöst, daß ein dünner Teig entsteht, der nach und nach obigem Firnisse vermengt wird.

Zuletzt zerreibt man $^1/_4$ von irgend einer Farbe beimengend die Masse und trägt solche mit flachen Messern aus Gußstahl auf die in Rahmen ausgespannten Häute.

Um aber dem Ganzen einen schönen Glanz zu geben, koche man 5 Pfd. reines Harz mit 50 Pfd. des oben angegebenen Firnisses und setze noch 2 Pfd. Terpentinöl zu.

Dann seihe man das ganze durch Leinwand und trage es mittels Bürsten auf.

Nach dem Trocknen wird das Leder mit Bimsstein und Wasser geschliffen worauf es mittels 2 — 3 Anstrichen einen herrlichen Glanz erhält.

3.

Man lasse die Häute 24 Stunden im Wasser weichen, presse das Wasser aus und trock'ne sie an der Luft.

Dann koche man folgende Substanzen:
4 Maß Leinöl,
2 Maß Olivenöl,
2 Maß Rizinusöl,
$^1/_2$ Pfd. gelbes Wachs und
$^3/_4$ Pfd. Theer und tauche das Leder ein.

Starkes Sohlenleder läßt man 20 Minuten, Kuh- und Kalbleder 2c. höchstens 10 Minuten darin, dann, nachdem man es gehörig hat ablau-

fen lassen, treibt man es durch eine Walzenpresse, deren Walzen mit Leder überzogen sind, bringt es dann in eine Trockenstube und hängt es dort bei einer Wärme von 30 Grad auf. Halbabgetrocknet, wird es nochmals gewalzt und abermals aufgehängt.

4.

Man bereitet sich folgende viererlei Flüssigkeiten, in die man der Reihe nach das Leder, welches wasserdicht gemacht werden soll, eintaucht; jedesmal, bevor man es in die andere gibt, abtrocknen läßt und nachdem man es in der vierten eine Zeit lang belassen, gehörig abwäscht, trocknet und preßt.

1. Bad.

2 Unzen guten Leimes werden in 2 Quart heißen Wassers aufgelöst und 3 Drachmen kohlensaurer Ammoniak dazu gegeben.

2. Bad.

Man bereitet sich eine concentrirte Auflösung von schwefelsaurem Natron, Kali oder Ammoniak, oder von phosphorsaurem Natron.

3. Bad.

Man bereitet sich eine concentrirte essigsaure Bleiauflösung.

4. Bad.

8 Pfund Walkererde werden mit 1 Pfund Kampferpulver abgerieben, werden mit 150 Maß destillirten Wassers nach und nach vermengt, und sodann die Flüssigkeit, bevor sich die feinen Theile zu Boden setzen, in ein anderes Gefäß übergossen.

5.

2 Centner Leinöl werden mit $12^1/_2$ Pfund Bleiglätte so lange gekocht, bis es auf $^2/_3$ eingedunstet ist, dann bereitet man eine Mischung von

$7^1/_2$ Theilen altes Leinöl,
1 Theil weißes Wachs,
$5^1/_2$ Theil Leim,
$^1/_4$ Theil Grünspan,

die man zusammen schmelzt und mit 100 Pfund von obigem gekochten Leinöl vereinigt.

Hiezu gibt man noch folgende ebenfalls durch Schmelzen vereinigte Mischung:

10 Pfund gelbes Wachs,
13 Pfund Terpentinöl,
2 Pfund Perubalsam,
2 Pfund Thymionöl und
6 Pfund weißes Pech,

hat sich alles wohl vereinigt, so bestreicht man damit in warmem Zustande das gleichfalls erwärmte Leder, und reibt, wenn der Anstrich trocken ist, dasselbe mit einem wollenen Lappen ab.

6.

16 Pfund Nußöl,
4 Loth Leinöl,
4 Pfund weißen Vitriol,
4 Pfund Bleizucker,

werden durch langes Kochen vereinigt, dann gießt man das Klare davon ab zu je 8 Pfund, daran wird nun

1 Pfund weißes Harz,
$^1/_2$ Pfund schwarzes Pech,
$^1/_4$ Pfund Theer und
1 Pfund Terpentin,

gethan und durch Erwärmung vereinigt.

Nachdem sich die Mischung abgekühlt hat, wird noch 1 Pfund Terpentinöl dazu gerührt.

Das Leder wird bis zur Sättigung erwärmt damit bestrichen.

7.

Es werden 2 Firnisse bereitet und abwechselnd das wasserdicht zu machende Leder ausgespannt damit angestrichen.

Dieses wird so lange fortgesetzt, jedesmal aber der Anstrich gut eintrocknen gelassen, bis sich auf der Oberfläche eine feste Firnißschichte bildet, was erst entsteht, wenn das Leder gehörig gesättigt ist.

Der 1. Firniß wird bereitet, indem man

2 Pfund altes Leinöl,
1 Pfund Mohnöl,
$^1/_4$ Pfund feingestoßene Silberglätte und
2 Loth weißen Vitriol,

in einem messingenen Kessel über mäßigem Feuer 2 Stunden kochen läßt.

Dann fügt man

2 Loth gelbes Wachs und
3 Loth hart gekochten Terpentin

bei, kocht es nochmals auf und läßt diesen Firniß 8—10 Tage lang ruhig sich klären.

Der 2. Firniß wird auf folgende Weise gewonnen:

In 1 Pfund gutes, wasserfreies Terpentinöl wird 1 Loth fein zerschnittener Kautschuk aufgelöst und 2 Loth gestoßener Mastix durch nochmaliges Digeriren beigefügt.

Dann wird das Ganze durch Leinwand gepreßt und in einer wohlverwahrten Flasche zum Gebrauche aufgehoben.

8.

In neuester Zeit wird auch Paraffin zu diesem Zwecke angewendet, und zwar entweder rein oder mit Wachs, oder Stearin vermischt.

Das Verfahren ist folgendes:

Man spannt das Leder in Rahmen ein, reibt die Fleischseite mit

Paraffin gehörig ein und erwärmt dann solches über einer heißen Platte, damit dasselbe in die Poren gehörig eindringt.

Man kann aber auch das eingeriebene Leder zwischen erwärmten Walzen laufen lassen oder man legt auf das Leder einen mit Paraffin getränkten Stoff und preßt beides zwischen heißen Platten.

Ein anderes Verfahren ist, das Leder durch geschmolzenen Paraffin zu ziehen und mittels eines Walzenpaares und einem Abstreicher den Ueberfluß zu entfernen.

Benützt man Paraffinlösungen, so muß das Leder vorher gut erwärmt werden, damit dieselben nicht zu schnell erstarren.

Diese Art, das Leder wasserdicht zu machen, ist jedoch nur dann zu empfehlen, wenn man vom Leder nicht Geschmeidigkeit verlangt, da solche es etwas steif machen.

9.

Man kocht Leinöl, unter Zusatz von Brodschnitten und gestoßenem Hammerschlag, bis zur Harzkonsistenz, setzt ihm dann den dritten Theil Kautschuk zu und kocht es damit noch ein Mal auf. Wenn die Mischung beinahe kalt geworden ist, so rührt man $1/_{32}$ Weingeist darunter und trägt sie dann schichtenweise auf das präparirte Leder auf, bis dieses ganz damit bedeckt ist. Nach vollkommenem Eintrocknen dieser Schichten wird das Leder neuerdings gar gearbeitet, um ihm seine frühere Geschmeidigkeit wieder zu geben.

Man kann dieses Leder nicht nur zu Oberleder von Schuhen und Stiefeln, sondern auch zu mancherlei anderen Zwecken sehr gut verwenden.

Das Tränken des Leders mit Fett von Agricola.

Bei dem Tränken des Leders mit Fett befolgt man hin und wieder ein ganz fehlerhaftes Verfahren, indem man glaubt, das Leder müsse trocken sein, um das Fett anzunehmen.

Gerade das Gegentheil findet statt, so unbegreiflich es auch für den ersten Anblick scheinen mag, daß feuchtes Leder sich leichter mit Oel und Fett verbindet, als trockenes.

Indessen läßt sich doch dieser anscheinende Widerspruch erklären.

Trockenes Leder ist zusammengezogen, die Poren sind verschlossen und nehmen daher fette Körper nur langsam auf; feuchtes Leder dagegen ist ausgedehnt, biegsam und hat geöffnete Poren.

Wird es nun mit Oel oder flüssigem Fette überstrichen, so dringt dieß leicht in die Poren und durchzieht auch die kleinsten, bis das Wasser entweicht, dessen Verdunsten das Offenbleiben der Poren, welche Oel eingesogen haben, befördert.

Man kann sich von diesem Einflusse des Oeles auf feuchtes Leder leicht überzeugen.

Bringt man ein Stückchen Leder oder einen durchnäßten Stiefel an einen warmen Ort, so wird das Leder ganz hart und brüchig.

Bestreicht man feuchtes Leder dagegen mit Oel und Fett, so behält es seine Biegsamkeit, auch wenn es ganz ausgetrocknet wird, und leidet auch nicht im Geringsten.

Das bewährteste und beste Einfetten und Zurichten des Oberleders.

Das Einfetten oder Schmieren wird von Vielen noch in einer schon längst veralteten, der Qualität des Leders und seinem Gewichte nicht genug aufhelfenden Manier betrieben.

Es kann vorerst nicht genug empfohlen werden, alle Gerbsäure aus dem Oberleder vollkommen auszuwaschen und herauszustreichen.

Nur in diesem Zustande ist es demselben möglich, gehörige Qualitäten von Schmiere ohne dunkel zu werden aufzunehmen.

Bleibt die Säure in dem Leder, so geht sie mit dem Thrane eine Verbindung ein, welche dem letzteren viel von seiner Fähigkeit, das Leder milder und zäher, also auch haltbarer zu machen, wegnimmt. Man thut daher sehr gut daran, das zum Schmieren bestimmte Oberleder vorher einige Tage in laues, reines Wasser zu bringen und alsdann mit Bürsten und ziemlich stumpfen Blanchireisen tüchtig auf dem Aas, dann aber auch mit Glättsteinen und messingenen Instrumenten tüchtig auf den Narben zu bearbeiten, damit alle Unreinigkeiten und Säure demselben entzogen wird.

In erste Schmiere wird vorher der vierte Theil bester, von frischem ungebrauchten Eichenloh abgesottener Lohbrühe gebracht und das Ganze zusammen so lange umgerührt, bis einerlei Masse daraus geworden ist.

Es wird Schmierersparniß und mehr Mildigkeit des Leders dadurch erzielt, denn die Schmiere erhält auf diese Art die Eigenschaft, in den Kern des Leders besser zu gehen, weil sie vollkommen fein wird.

Nur wenn in das Leder die Schmiere nicht eindringen kann, wie es bei schlecht gegerbtem oder nicht ausgewaschenem Leder der Fall ist, wird es dunkel von Farbe.

Gut ausgegerbtes und von Säure befreites Kalb- und Rindsleder muß jedoch zweimal kräftig eingeschmiert werden, wenn es die beliebte schöne mittelbraune Farbe erhalten soll.

Das Leder vor dem Schmieren etwas anzutrocknen, ist durchaus nicht nöthig bei vorbemerktem Verfahren.

Nachdem die Leder zum erstenmal geschmiert sind, läßt man sie vollkommen gut trocken werden, weicht sie dann in einer mit Flußwasser

gefüllten Kufe ein, und wenn solche binnen 24 bis 48 Stunden nach mehrmaligem Aufschlagen oder Umwenden vollkommen erweicht sind, reckt und streicht man sie an der Fleischseite auf der Tafel aus, damit solche vollkommen rein werden, und sodann durchaus schön glatt und gleich mit geringer Mühe gefalzt werden können.

Hierauf auf der Fleischseite nochmals, aber diesmal mit guter dick eingekochter Lederschmiere, deren Zusammensetzung in anderen Artikeln dieses Werkchens beschrieben ist, so viel als das Leder gut verträgt, eingeschmiert, und auf den Stangen halb trocken gemacht, wird es in diesem Zustande wieder ab und über Nacht in die Presse gelegt, sodann auf der Tafel glatt gesetzt und hierauf langsam gar trocken gemacht. Dieses Leder braucht kein anderes Zurichten als etwas Blanchiren oder Schlichten vor dem Krispeln, worauf es mit dem Glase ausgestrichen und vollkommen schön sein wird.

Nachfolgend beschriebene Mischung und Bereitung der Schmiere ist dem Gerber und Zurichter besonders anzurathen. Soll die Schmiere das Leder nicht bräunen, sondern hell lassen, so muß man statt braunem, weißen oder blanken Thran nehmen, der aber wenig Gewicht macht.

Eine gute und billig kommende Schmiere für braune Kalbfelle und Rindshäute

soll wenigstens einige Wochen vor dem Gebrauche zubereitet werden. Die Erfahrung lehrt, daß dieselbe alsdann dem Leder eine hellere Farbe läßt und mehr Gewicht macht.

Praktische Gerber behaupten, daß eine zusammengekochte Schmiere durch das längere Stehenbleiben oxydire, heller und feiner wird. Der beigekochte Talg könne nur im Verlaufe von mehreren Wochen oder Monaten den herben Gerbestoff des braunen Thranes anziehen, in sich aufnehmen, vertheilen und mildern.

Wir wollen nun annehmen, es solle 1 Centner Schmiere angemacht und zusammengekocht werden, so nimmt man zuerst 30 Pfund guten weißen Rindertalg, läßt denselben in einem Gefäße so heiß wie möglich werden und gießt ihn sodann zu 50 Pfund Thran, den man kalt in einem andern Gefäße oder einer guten Thrantonne nebenan bereit gehalten hat.

Dazu kommen dann 10 Pfund Kammfett, oder eben so viel Schweinfett, welches letztere jedoch ebenfalls vorerst heiß gemacht werden soll.

Hierauf wird noch ein Zusatz von 10 Pfund Degras gegeben. Da derselbe aber kaum mehr ächt und gut zu haben ist, stets ein schlechtes Gewicht macht und da ihm die Fetttheile mangeln, selbst bei starker Beimischung kein Gewicht, dagegen aber erfahrungsgemäß ein etwas filziges, langfaseriges Leder macht, so ist man mit Recht von dem Gebrauche des Degras mehr und mehr wieder abgekommen.

Man nehme daher lieber 10 Pfund alte, ähnlich zusammengemachte übriggebliebene Schmiere, und mische solche, so zu sagen als Sauerteig, den übrigen $^9/_{10}$, in diesem Falle also den bereitstehenden 90 Pfund bei.

Der Degras hat ebenfalls, wie dergleichen schon längst zusammengekochte Schmiere, nur den Vortheil, daß er oxydirtes Fett ist, welches durch Beimischung mit der übrigen Schmiere dieselbe gleichfalls hebt und nach Verlauf einiger Wochen verfeinert.

Vielen genügt ein bloßes Umrühren der so zubereiteten Schmiere, indem sie behaupten, daß der Thran weder für sich allein, noch in ande=

ren Bestandtheilen zum Kochen gebracht werden dürfe, indem er dadurch seine guten und gerbenden Eigenschaften verliere.

Allein diese Ansicht kann nicht haltbar sein. Zur Gewinnung des Thranes muß der dazu bestimmte thierische Speck gehörig ausgebraten werden und müßte also schon bei dieser Behandlung der Gerbestoff verloren gehen, was aber nicht der Fall ist. Durch das Kochen wird das Fett auch nie weniger, sondern blos geklärt und da das Leder vor dem Einschmieren bereits sehr gut gegerbt sein soll, so bedarf es sicherlich des Gerbestoffes des Thranes nicht mehr als gerade noch nöthig ist, damit seine chemische Verwandtschaft mit den gegerbten Hauttheilen dazu beitragen soll, die Vereinigung der letzteren mit der aufzutragenden Schmiere zu vermitteln und zu beschleunigen.

Wir halten es daher nur für zweckmäßig und selbst im Gebrauche, daß diese Schmiere nach ihrer soeben beschriebenen Zusammenmischung wieder in den Kessel gebracht und über gelindem Feuer mehrere Stunden lang unter oftmaligem Rühren ziemlich heiß erhalten, manchmal auch etwas in's Kochen gebracht werde.

Dazu von 5 bis 6 Pfund gutem staubfreien Eichenloh den gekochten Abguß mit 4 bis 5 Maas noch beizurühren, vermehrt ebenfalls die Qualität dieser Schmiere, welche bei dem zweiten Einfetten gegeben wird. (Für das Erstemal nimmt man den vierten Theil des Ganzen von dergl. Lohbrühe dazu.)

Alsdann in gute hölzerne Gefäße gebracht und möglichst lange stehen gelassen, muß diese Mischung und Behandlung als das Beste, Billigste und Zweckmäßigste erkannt werden, was in dieser Beziehung zu Stande gebracht werden kann.

Auch zu schwarz bestimmtes Oberleder kann damit, aber natürlicherweise, falls man sich das nachherige Schwärzen nicht zu sehr erschweren will, nur auf der Aasseite eingefettet werden.

Die specielle Anwendung der Schmiere gehört in andere Abhandlungen dieses Werkchens.

Mehrere andere Lederschmieren.

1.

Man nimmt 4 Loth fein gepulverten arabischen Gummi, 4 Loth geschabte Seife und 1 Schoppen Wasser und kocht es allmählich bis zur völligen Auflösung. Alsdann rührt man noch 1 Schoppen Leberthran über dem Feuer hinzu und setzt dieses Umrühren alsdann bis zum völligen Erkalten der Masse fort, während man so viel fein gemahlenes oder gestoßenes Beinschwarz zusetzt, als nöthig ist. Diese Schwärze wird mit einem Pinsel fein aufgetragen und sodann mit einer trockenen Bürste so lange gerieben, bis der Glanz kommt.

2.

Wenn man Abfälle von lohgaren Schaffellen in Leberthran kocht, wodurch das einzuschmierende Leder sehr geschmeidig gemacht werden soll.

3.

3 Theil grüne Kurrensalbe, 1 Theil Schweinefett und 1 Theil Wallwurzel geben gleichfalls eine dem Leder besonders zuträgliche Schmiere. Die Wallwurzel wird klein zerhackt oder zerschnitten, im Wasser zu einer dicken breiartigen Masse eingekocht und sodann ausgepreßt. Das Durchgepreßte wird blos zu dieser Schmiere verwendet.

4.

Fünf Theile Leberthran und ein Theil Tannenzapfenöl miteinander in einem Topfe gemischt über Kohlensäure oder im heißen Ofen etwa $^1/_4$ Stunde gelassen und dabei öfters umgerührt, gibt gleichfalls sehr vorzügliche Lederschmiere.

Bei Anwendung aller dieser, sowie auch noch folgender Lederschmieren muß das zu behandelnde Leder oder Lederzeug vorher hinreichend durch Wasser erweicht sein.

5.

Rindstalg 8 Theile,
Leinöl 4 Theile,

Fischthran 4 Theile,
Bienenwachs 4 Theile,
Blumenfett 2 Theile,
Lampenschwarz 1 Theil und
Bleiglätte 1/2 Theil.

Sämmtliche Zuthaten werden zusammengekocht und bis zu deren vollständiger Vereinigung heiß erhalten.

6.

Ebenso auch:
10 Theile Leinöl,
1 Theil Wachs,
1 Theil Terpentinöl,
1/2 Theil burgundisches Pech.

7.

Zwei Gewichtstheile Rindstalg,
ein Gewichtstheil Bienenwachs,
ein Gewichtstheil venetianisches Terpentin,
ein Gewichtstheil Fischthran oder Leinöl,
gibt, wie die vorher beschriebenen zwei Recepte eine besonders nachhaltige, das Leder wasserdicht machende Schmiere. Die Nähte und Sohlen des Schuhzeuges damit warm zu bestreichen und ebenso einziehen zu lassen, gibt dem letzteren auch eine stärkere Ausdauer und Haltbarkeit.

8.

4 Gewichtstheile Honig,
4 Gewichtstheile Beinschwarz,
1 Gewichtstheil Thran,
1/2 Gewichtstheil gepulverten arabischen Gummi,
werden in Verbindung von Eichenschwärze zu einer breiartigen Flüssigkeit gekocht. Diese Schmiere ist etwas theuer, aber besonders für feines Oberleder sehr gut.

9.

3 Gewichtstheile Terpentinöl,
1/2 Gewichtstheil Gummi Damar,
1/2 Gewichtstheil Gummi alat electrar,
werden in einem steinernen Gefäß bis zur Siedhitze erwärmt, wobei sich letztere Ingredienzien zwar nicht vollständig lösen, allein doch Theile an das Terpentinöl abgeben.

Dann werden
2 Gewichtstheile venetianischer Terpentin,
1/2 Gewichtstheil Naphta,

$^1/_2$ Gewichtstheil Oelseife und

$^1/_2$ Gewichtstheil rohes aber säurefreies Rübol,

beigemischt und zusammengekocht.

Nach circa 5 Minuten streicht man das Leder auf der Rückseite so lange an, als es noch davon aufnimmt.

10.

Man zerschneide 2 Gewichtstheile Kautschuk in möglichst kleine Stückchen und löse denselben bei gelinder Wärme in 12 Gewichtstheilen Leberthran und 3 Gewichtstheilen Schweinfett, auf.

Diese Mischung wird mit einer Bürste warm aufgetragen.

11.

2 Maas Milch werden mit $^1/_4$ Maas Seifenlösung vermischt und etwas eingekocht.

Dann giebt man eben so viel gutes Leinöl dazu und rührt das Ganze gut durcheinander.

12.

besonders für Stiefelsohlen geeignet.

4 Loth Spermaut,

4 Loth Pech,

4 Loth Terpentinöl,

werden bei gelindem Feuer mit einer Maas Leinöl zusammengeschmolzen und gut gemischt.

Diese Salbe wird mit einer Bürste gut in das Leder eingerieben, dieses mit einem Lappen abgewischt und am Ofen oder an der Sonne getrocknet.

Zweckmäßige Lage, Einrichtung und Führung einer Sohlleder-Gerberei.

Eine sonnige Lage in einer lohreichen Gegend, dicht an einem hellen, rasch über reinem Sandgrunde fließenden Wasser, welches möglichst frei ist von allen dem Gerbeprozeß schädlichen Bestandtheilen, das sind die Grundbedingungen zum Gedeihen oder doch wenigstens zum vortheilhaften Bestand und Betrieb einer Sohllederfabrik.

Tüchtige Arbeitskräfte lassen sich überall gegen gute Bezahlung und Behandlung heranziehen, aber in unseren Zeiten gewöhnlich nur in größeren Städten bleibend erhalten, wo die arbeitende Bevölkerung ihre gewohnten Zerstreuungen findet.

Diese Vorbedingungen lassen sich nicht alle wohl an einem Platze vereinen. Große Städte bieten diese selten vereinigt dar, dagegen haben die Gerbereien in denselben die unschätzbaren Vortheile leichteren Einkaufs der Rohwaaren und gelegeneren Verkaufs des fertigen Leders.

Billigere Baulichkeiten, Einrichtungen und Lohrinden kommen jedoch sicherlich mehr den Gerbereien der kleineren Orte zu Gute und da denn doch noch manche neue Einrichtung bewerkstelligt wird, so wollen wir in Kürze hierauf eingehen.

Eine Gerberei, welche mit Vortheil betrieben werden will, darf durchaus keinen Mangel an freiem Raum haben. Die Oberfläche der darinnen eingegrabenen Gruben soll den Einwirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt sein, da die hiedurch erzeugte Wärme mehr und besser wie jede künstlich erzeugte den Gerbeprozeß und somit das Garwerden des Leders befördert.

Dagegen gibt es Gerbereien, wo aus Mangel an Raum oder aus Nachlässigkeit auch zur Sommerszeit die Lohhaufen auf den Gruben liegen bleiben.

Das Leder nimmt dadurch einen faulen üblen Geruch, sowie eine schlechte Qualität an und es wird deswegen in solchen Geschäften bald der Beweis geliefert werden, daß nicht nur Etwas, sondern gar Vieles darinnen faul sei.

Alle Gruben vollzustecken ist gleichfalls von Uebel; eine soll immer der Reihe nach leer sein, damit die zu ziehenden Häute einer Grube sogleich ohne Aufenthalt in diese leere eingesetzt werden können, die obersten, falls ein gleichartiger Satz in jeder ist, wie es sich gehört, sollen sodann die untersten werden und alle ohne längeren Aufenthalt als unumgänglich zum sauberen Abkehren nöthig ist, in diese andere leere Grube sogleich versetzt zu werden vermögen.

Jeder aufmerksame Gerber wird schon bemerkt haben, daß die Sohlenleder durch die Einwirkung der Luft zusammenfallen, so lange sie nicht vollkommen satt gegerbt sind.

Gewicht und Festigkeit geht also verloren, wenn man die Waare tagelang herumzieht, ehe sie wieder frische Lohkräfte bekommt.

Das benöthigte Loh zur Ersparung von Fracht aus der Nähe beziehen zu können, ist übrigens kaum ein größerer Vortheil, als in einer gemeinschaftlichen oder eigenen Mühle zu mahlen, weil man bei dem Bezug der ganzen Rinden die Reinheit der Waare besser zu unterscheiden vermag.

Ein anderer Vortheil des Selbstmahlens besteht darin, daß man für die letzten Sätze das Loh je nach Bedarf gröber mahlen lassen kann, was von besonderem Nutzen für die Güte und das Gewicht des Leders ist, wenn man dasselbe längere Zeit wie gewöhnlich stehen lassen kann, was sicher und auf jeden Fall seiner Zeit ein tauglicheres Sauerloh für das Abfärben die nachkommenden Häute gibt, wie das allzu feine Loh.

Von letzterem jedoch eine dünne Schicht auf die Narbenseite außerdem doch noch zu gleicher Zeit zu geben, trägt dazu bei, die Unebenheiten des Leders zu verhüten.

Sehr zu empfehlen ist es auch, zu allen Sätzen, bei denen die Narbenseite nach oben zu stehen kommt, blos das reinste und beste Loh zu verwenden, denn diese Seite als die weichere und zartere der Haut, nimmt nicht nur den Gerbestoff am Liebsten auf, sondern ist auch denselben am meisten deßhalb benöthigt, weil sie zur Außenseite jeder Sohle verwendet wird, und deßhalb die meiste Zähigkeit und Festigkeit bedarf. Es ist daher sehr zweckmäßig das gemahlene Loh aussieben zu lassen und den durchgefallenen Staub, welcher immer viele schlechte Bestandtheile enthält, für jene Sätze zu verwenden, bei welchen die Fleischseite oben zu stehen kommt, das feinfaserige, im Siebe zurückgebliebene Loh aber zu Sätzen, auf welchen die Narbenseite versetzt wird, zu verwenden. Die erzielte weißere Farbe allein wird schon hinreichen, jeden Gerber von dem Vortheile dieses Verfahrens zu überzeugen.

Oefteres Auffüllen der Vertiefungen an den Wänden der Grube und sehr festes Zusammentreten dieser vom besten Sauerloh genommenen

Auffüllungen trägt dazu bei, die Festigkeit des Leders und baldiges Garen in der frischen Versetzung zu befördern.

Erster, dritter und fünfter Satz werden mit Narben nach oben, zweiter und vierter Satz Fleischseite nach oben versetzt. Die Gruben sollten höchstens eine Tiefe von 4—5 Schuh haben, weil das Versetzen in größere Tiefen, sowie auch das Ziehen aus denselben viele Unbequemlichkeit, sowie auch die Nothwendigkeit verursacht, mehrere Sätze in eine Grube zu bringen, was deshalb ein großer Uebelstand ist, weil man zu den letztsätzigen Häuten nicht stets direkt bei deren Bedarf sogleich gelangen kann und weil erster und letzter Satz jedesmal für sich abgetränkt werden soll.

Nachdem nämlich der erste Satz durch reichliches Begeben jeder Haut mit gutem Eichenlohe, worauf man etwas Fichtenlohe streuen kann, und dieses wieder mit einer dünnen Lage Eichenlohe deckt, versetzt ist, nimmt man zum Abtränken gewöhnliche Sauerbrühe, in welche man jedoch den 4. bis 5. Theil Brühe aus den besten Treicfarben mischt. Dadurch wird das Verfallen der Häute im ersten Satze so ziemlich verhütet.

Ist dieser ausgezehrt und gezogen, so wird das Loh davon gewöhnlich sogleich auf dem Lohberg geworfen, vorausgesetzt, daß man Sauerloh genug zur Verfügung hat, 2., 3. und 4. Satz wird mit gewöhnlicher Sauerbrühe abgetränkt.

Man gibt den ersten Abzug von frischem Sauerloh gewöhnlich den frischen Farben und begnügt sich zum Abtränken dieser Sätze mit dem 2. oder 3. Abzug.

Für den 5. oder bei leichten Häuten, die mit dem 4. Satze fertig sind, nimmt man Brühe von ganz gutem, ungebrauchten Eichenlohe, das man so oft mit blosem Wasser abzieht, als man voraussichtlich zum Abtränken dieses Satzes braucht. Das Leder wird dadurch vollkommen gut gar, besonders wenn man diesen Satz 5 bis 6 Monate stehen läßt, während der erste Satz mit $2^1/_2$ Monaten und die mittleren Sätze mit 3 bis 4 Monaten hinlänglich auszehren. Das noch ziemlich gute Loh von letztgenannter Manipulation kann zum 3. oder 4. Theil zum Versetzloh der ersätzigen Häute eingemischt werden.

Die Sohlledergruben sollten auch, besonders die der erstsätzigen nicht so sehr wie es gewöhnlich geschieht, beschwert werden.

Das Trocknen der fertigen Sohlleder geschieht am besten, weder bei großer Hitze noch bei nassem, neblichem oder gar frostigem Wetter.

Im Sommer ist dazu eine luftige, von allen Seiten freie, jedoch überdachte Trockenhalle zur ebenen Erde anzurathen.

Die Leder lasse man auf den Stangen beinahe trocken werden, netze sie auf der Aasseite nach Bedarf wieder ein, und bringe sie sodann erst in die Presse, wodurch sie eine hellere Farbe erlangen.

Das Einarbeiten geschieht am Besten und Vortheilhaftesten zur Frühlings- und Herbstzeit.

Die im Sommer angelangten Häute können zur Anfrischung vor dem Einsalzen zuerst ein Bad in eine großen Kufe mit frischem Wasser bekommen, worein man so viel als eine gewöhnliche Weinflasche faßt, vorher Salzsäure gegossen und umgerührt hat.

Das Schwitzen grüner Häute bewirkt man alsdann vollkommen schadenfrei in steinernen Werkstattgruben. Unter das Salz mischt man mit Vortheil etwas Sand.

Das Salzwasser soll nach dem Einschweren der Häute darüber zusammenschlagen. Nach dem Pählen läßt man die Häute gut ausfließen und in der Wässerung so lange verweilen, bis sie gut weich sind, was alsdann zu erachten ist, wenn die Eindrücke mit der Hand, oder oder auch nur der Nägel nach dem Anfühlen noch sichtbar bleiben, was zur Winterszeit oft erst nach 10 bis 12 Tagen der Fall ist.

Die Stänkfarben lasse man nie zu schlecht werden, man verdirbt Farben und Häute damit. Ist eine solche ausgeleert, so lasse man sie womöglich 24 Stunden leer und nochmals mit trocknem altem Loh vor dem Wiedergebrauche ausfegen.

Die Brühe für frische Farben nehme man weder zu schwach noch zu stark, wäre sie noch das letztere, so kann man Wasser dazu nehmen. In jedem Fall aber nehme man für frische Farbe den 4. oder 5. Theil Brühe aus der besten Treibfarbe, welche man dann wieder mit Brühe aus der Sauergrube ersetzt, wie man es nach dem Abtränken der erstsätzigen Häute ebenfalls thut.

Den ersten Tag gebe man in die frischen Farben kein Kernloh.

Zu diesem eignet sich am besten die Fichtenrinde, wovon man am dritten Tag einen zweiten Korb voll, enthaltend 30 bis 40 Pfund Kern auf 15 bis 20 Stück mittlere Häute nimmt.

Am 4. oder 5. Tage steckt man die Farbe, wozu man Eichenkern verwendet und in jede Haut vor dem Stecken ein paar Hände voll, im Gewicht von 4 bis 6 Pfd. je nach Stärke derselben auf die Narbenseite gibt.

In weiteren 20 bis 24 Tagen ist eine derartige angesetzte frische Farbe ausgezehrt.

Die zweite Farbe gibt man am besten durch das sogenannte Versenken in größeren Farben, wozu auch gewöhnliche Sohlledergruben dienen können.

Nachdem in solche vorher bestmöglichste Sauergrubenbrühe bis etwas über die Hälfte hineingekommen, macht man eine Unterlage von Holz oder groben Rindenstücken, Stroh u. s. w., breitet dann die Häute aus, und überstreut sie mit Eichenkern oder staubfrei gemachter Eichenlohe.

In dieser Versenkfarbe oder Grube müssen die Häute wenigstens 7 bis 8 Wochen bleiben, worauf sie zum Einsetzen und Eintreten in die Grube reif sind.

Auf diese Art werden starke Sohlenhäute zu einer guten Gerbung etwa zwei Jahre nöthig haben.

In geringerer Zeit ist kein gutes Resultat zu erwarten. Alle auf sogenannte Schnellgerberei abzielenden Künste und Gewohnheiten haben bisher immer noch auf schmähliche Weise Fiasko gemacht und kann das in 6 bis 8 Monaten gefertigte, aber nicht zur Hälfte so haltbare amerikanische Sohlleder, wenn es auch um ein Drittheil billiger wäre, gegen ein gutes deutsches Fabrikat niemals aufkommen.

Vortheilhafte Regeln und Bemerkungen für kleine Gerbereien.

Während der warmen Jahreszeit kann man bei gewöhnlichem Schwitzen die Häute höchstens in Zwischenräumen von 5 bis 6 Tagen in eine Farbe zusammenbringen, während in dieser kurzen Zeit selten die dazu benöthigte Anzahl von Häuten zusammenkommt. Auch haben manche Gerber vollkommen Recht, wenn sie während des Sommers kein Sohlenleder einarbeiten wollen.

Es ist daher sehr zweckmäßig, die Häute nach dem Pählen nochmals gut einzusalzen und in einer wasserdichten Kufe im Keller oder sonst einem kühlen Orte so lange aufzubewahren bis die bessere Zeit zum Abfärben und Einarbeiten der zu Sohlenleder bestimmten Häute wieder eingetreten oder eine genügende Anzahl beisammen ist.

Um in einer Grube mehrere Sätze einbringen und doch die beiden letzten gut ausstehen lassen zu können, während die ersten Sätze in viel kürzerer Zeit ihr Loh ausgezehrt haben, bringt man in eine Grube blos 3 Sätze, nämlich einen vierten und dritten, tränkt solche ab und setzt alsdann einen ersten darauf, aber keine zweisätzige. Nach 8 Wochen ist dieser erste Satz ausgezehrt, man zieht sodann blos diesen, setzt ihn in die nämliche Grube auf die steckenbleibenden 2 unteren Sätze. Nach 12 Wochen ist der obige Satz als zweiter ebenfalls ausgezehrt und es wird sodann die ganze Grube gezogen, worauf die unten sitzenden viersätzigen aufgehängt werden. Die anderen 2 Sätze kommen alsdann auf 3. und 4. Satz, werden abgetränkt und wenn nach einigen Tagen der erste Satz darauf kommt, so ist der Kreislauf wieder hergestellt, bei dem eine Haut nur 60 Wochen in der Grube und doch 20 Wochen auf 4. und ebenso lange auf 3. Satz stehen bleibt.

Es kann nicht oft genug empfohlen werden, ausgeleerte Stenkfarben ganz rein auszureiben mit trockenem altem Loh, die Farben über Nacht leer stehen und vor dem Anfüllen mit frischer Brühe nochmals tüchtig ausreiben zu lassen.

Ueber Divi-divi als Gerbmaterial.

Bereits im vorigen Jahrhundert hat man die Divi-divi-Schale wegen ihres Gehaltes an Gerbstoff angewendet, wie aus einer Notiz in Böhmer's technischer Geschichte der Pflanzen B. 2. S. 289. zu ersehen ist.

Man hat sie zuerst 1769 aus Caraccas nach Spanien gebracht. Da nun in neuerer Zeit dieses Gerbmaterial als ein Ersatzmittel für Eichenrinde gebraucht wird (nach Hamilton sollen 3 Tonnen desselben in ihrer Wirkung 7 Tonnen Lohe gleichkommen) so möchten einige Angaben darüber, aus englischen Schriften entlehnt, manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein.

Es ist die Schote eines strauchartigen Baumes, der 20—30 Fuß hoch wird, in Südamerika wild wächst und auch auf Jamaica vorkommt. M. Fadyen führt ihn in seiner Flora von Jamaica unter dem Namen Caesalpinia, Poeniciana coriaria auf. Die Schoten dieses Baumes, Divi-divi genannt, haben eine dunkelbraune Farbe, sind nahezu 3 (englische) Zoll lang, und etwa $1/_2$ Zoll breit, sehr gebogen, als wären sie stark getrocknet; sie enthalten mehrere kleine platte Samen. Ihr Geschmack ist zusammenziehend und bitter; der Sitz des Gerbestoffs ist in der äußeren Schale der Schote; die innere Haut, welche die Samen einschließt, ist weiß und fast geschmacklos. Oefters findet man die Schoten mit kleinen Löchern versehen, welche augenscheinlich durch ein Insekt hervorgebracht sind. Ein wässeriger Auszug von Divi-divi gibt einen reichlichen Niederschlag mit Leimauflösung und wird dunkelblau von Eisenoxydsalzlösungen gefällt. Die Schote enthält neben einem reichlichen Gehalt an Gerbsäure auch etwas Gallussäure, von einer bedeutenden Menge Schleim begleitet. Der Gallussäuregehalt läßt sich darin nachweisen, wenn man die Gerbsäure mittelst Leimlösung fällt, die Flüssigkeit dann zur Extraktconsistenz abdampft und was übrig bleibt mit Alkohol auszieht. Destillirt man von dem spirituösen Auszug den Weingeist ab, bringt den Rückstand im Wasserbade zur Trockene und zieht die trockene Masse mit Aether aus, so bleiben nach dem Verdunsten des letzteren noch etwas gefärbte Krystalle zurück, die sich entweder mittelst Thierkohle oder durch Binden an Bleioxyd und Zersetzung mittelst Schwefelwasserstoffgas

entfärben lassen. Durch Elementaranalyse derselben sind über die Natur derselben alle Zweifel beseitigt.

Da bekanntlich die Gerbsäure aus Galläpfeln Pyrogallussäure liefert, so wurde noch versucht, ob auch die aus Divi-divi abgeschiedene Gerbsäure sich eben so verhalte. Es wurde eine wässerige Lösung von Divi-divi mit Schwefelsäure versetzt, der dunkle Niederschlag auf einem Seihetuche gesammelt, mit kaltem Wasser ausgewaschen, und, um ihn so viel als möglich von anhängender Schwefelsäure zu befreien, abgepreßt. Nach dem Trocknen wurde der Niederschlag trocken destillirt, indeß keine Pyrogallussäure erhalten; eine voluminöse Kohle und brenzliche Stoffe waren lediglich das Ergebniß der Operation. Es scheint sonach die Gerbsäure im Divi-divi von der in den Galläpfeln wesentlich verschieden zu sein.

Das reichliche Vorhandensein von Schleim in der Divi-divi scheint bei ihrer Anwendung in der Lohgerberei ohne Einfluß zu sein, während sie in der Kattundruckerei dieserhalb die Galläpfel nicht ersetzen kann. Dagegen liefert Divi-divi zunächst der Eichenrinde das beste Leder, so daß sie unter den mancherlei Surrogaten für Lohe obenan steht und von keinem anderen in dieser Beziehung übertroffen wird.

Beiträge zur Lohgerberei.

Von Dr. Waltl in Passau.

Die Theuerung des Leders wird mit Grund zum Theil der Theuerung, d. h. dem Mangel an Gerbestoff zugeschrieben. Dieser Mangel ist ein künstlicher; es wäre Ueberfluß da, wenn man nur sehen und handeln würde. Viele Millionen junger Fichtenstämme*) werden alle Jahre gefällt, aber die Rinde nicht abgezogen. Fragt man warum, so bekömmt man folgende Antworten: 1) es sei nicht geeignete Zeit, nur im Frühjahr thue man dieses; 2) es sei nicht der Mühe werth, diese wenigen Stämme zu schälen, man lege sie leichter auf den Wagen, wenn sie rauh sind u. s. w.; 3) man müßte eigene Schuppen haben zum Aufbewahren und habe nicht Zeit, sie in die ferne Stadt zu fahren; 4) der Preis sei zu gering u. s. w. Bei uns wissen übrigens die meisten Bauern gar nicht, daß der Lohgerber Fichtenrinde kaufe. In den Staatswaldungen könnte man jährlich Tausende von Centnern getrockneter und gestoßener Loh erzeugen; allein es ist besser, der Staat thut gar nichts, sie würde ja doch weit theuerer kommen, als sie werth ist.

Wenn der Staat bei Bräuhäusern nichts gewinnt, sondern verliert, z. B. Hacklberg nächst Passau, das andere bereichert, so ist es besser, er überlasse alles, was in die Industrie einschlägt, Privaten. An den meisten Lohmißständen sind übrigens die Lederer selbst schuld.

Sie warten oder hoffen, bis der Bauer vor die Thüre komme; dieser kommt aber nicht, und so haben sie immer Lohmangel; Ausnahme gibt es jedoch hier so gut wie in anderen Branchen. Ich kenne einen Gerber, der im Winter schon herumreist und den Bauern Aufträge auf Loh gibt, der seine Leute, die geübt sind, auf das Land schickt und das Abschälen den Bauern zeigen läßt, und dieser hat Loh im Ueberfluß und nicht theuer. Die Eichenschälwaldungen reichen bei uns nicht für den 100. Theil aus, sind auch von zu kleinem Umfang. Zu bedauern ist, daß man immer noch an der Meinung festhängt, man könne und dürfe nichts anders nehmen, als was unsere Vorfahren seit 1000 und mehr

*) Und Eichenstämme.

Anmerkung des Herausgebers.

Jahren benützt haben, weil dieses erprobt sei. Wenn man von solchen Grundsätzen ausgeht, so ist aller Fortschritt unmöglich und rein abgeschnitten. Man bleibt ganz gemächlich bei der alten Methode, während rund herum die Schnellgerberei sich Bahn bricht. Wir wollen aber wieder auf den Gerbestoff zurückkommen. Warum kultivirt man denn nicht den rothen Wiesenknopf und den grauen Sanguisorba officinalis und Poterium sanguisorba, den Gerberknöterich Polygonum bistorta, Pflanzen, die in ganz Deutschland wild wachsen und deren Wurzeln so reich an Gerbestoff sind.

Gerade ist es, als wenn man die Augen absichtlich wegwendete, damit man diese Pflanzen nicht ansehen dürfte. Wahrscheinlich geht es noch hundert Jahre her, bis man sich dazu entschließt, Versuche zu machen oder einen Anbau zu wagen. Die Gerber thun nichts, von denen dieses ausgehen sollte, denn sie hätten den Nutzen; die Musterwirthschaften thun auch nichts, damit Deutschlands Industrie ja nicht vorwärts kommt; vom Bauer kann man nichts verlangen, und so bleibt die Sache beim Alten.

Der Roßkastanienbaum ist reich an Gerbestoff und sollte weit mehr kultivirt werden, schon wegen der vielen Laubstreu, die er gibt, ebenso die Ulme; Erlen werden äußerst selten geschält, obwohl sie nicht arm an Gerbestoff sind; denn man färbt schwarz mit selben, und wahrscheinlich gibt es noch mehrere Arten von Bäumen aus Nordamerika und Nordasien, die gerbesafthaltig sind und bei uns gedeihen würden. — Die Gerberei selbst wird im Allgemeinen immer noch so ausgeübt, wie seit undenklichen Zeiten, obwohl diese Methode viel zu langweilig ist. Jeder Chemiker weiß, daß die Wärme die Verwandschaft rege macht und erhöht, und dennoch will man in der Gerberei keine warmen Lohbrühen anwenden, was mit Hilfe von Dampf keinen Schwierigkeiten unterliegt; wir haben Pump- und Druckwerke und sind in der Mechanik weit gekommen, gerade in der Gerberei will man sie nicht anwenden.

Die Felle liegen wie todt in der kalten Brühe, der Chemiker möchte weinen über solche Einrichtungen und den Schaden, den sie machen, kann es aber nicht ändern. So lange man nicht das nordamerikanische Verfahren in Deutschland im Großen einführt, werden wir kein billiges Leder mehr bekommen, ja es ist sogar zu befürchten, daß wir Leder von Nordamerika kaufen müssen, daß die rohen Häute dahin und als Leder zurückkommen, weil man sich gegen den Fortschritt gar so sehr stemmt. Die Nachtheile unserer kalten Gerbung und das ruhig liegen lassen in den Gruben sind so einleuchtend für den, der mit Chemie und dem Gerberprozeß vertraut ist, daß man kaum glauben kann, daß nicht auch der Gerber sie einsehen müßte. —

Zur Abwechslung hat der Herausgeber auch die Ansicht eines Gelehrten über die deutsche Gerberei hier eingeflochten.

Solche Ansichten sind bei den Theoretikern weit verbreitet, allein die Erfahrung hat bewiesen, daß auf kaltem Wege gegerbtes Leder, wenn

es auch als Sohlleder die dreifache und bei dem Oberleder die doppelte Zeit zum Garwerden braucht, dennoch eine um so viel bessere Waare liefert, daß der Zeit- und Zinsenverlust dadurch reichlich gedeckt wird.

Die Amerikaner würden vielleicht auch kalt gerben, allein die denselben blos zu Gebote stehenden dicken Hemlak (Fichtenart) und alten Eichenrinden wären, wenn auch feinstens gemahlen, dennoch kaum tauglich zum Gerben mit kalter Brühe, denn sie putzen, des theuren Arbeitslohnes wegen, von ihren alten Rinden nicht den Unrath ab, der oft sechsmal dicker darauf sitzt, wie der gerbende Theil der Rinde stark ist. In solchem schlechten geringhaltigen zusammengemahlenen Gerbestoff würden daher die rohen Häute eher verderben, als gerben, wenn dieser Stoff nicht durch mehrmalige heiße Uebergüsse zur Abgabe seines Gerbegehaltes gezwungen würde.

Auf diese Art ist also das amerikanische Schnellgerbeverfahren kein Fortschritt und keine Verbesserung, sondern eine zwingende Nothwendigkeit.

Vor der starken und nachhaltigen Einführung des amerikanischen Sohlenleders sind die deutschen Gerber daher weniger durch die schwachen Schutzzölle, als dadurch gesichert, daß jenes transatlantische Fabrikat beinahe eben so hoch zu stehen kommt, wie das trotz Zinsberechnung und theuerer junger Eichenlohe kalt gegerbte deutsche Sohlenleder, welches aber noch einmal so viel wie gleich starkes merikanisches aushält.

Deßhalb ist das häufige Anpflanzen von Eichenschälwaldungen und das Fällen und Schälenlassen von etwas Fichtenholz, wegzuschaffendem jungen Eichenholz und Aesten größerer Eichen zur Frühjahrszeit, vollkommen geeignet, die Gerbereien in den Stand zu setzen, zu ermäßigten Preisen zu arbeiten, während häufig immer noch aus einzelnen weit entfernten Eichenwaldungen mit großen Kosten die Borke, oder bis aus Ungarn die ebenfalls gut gerbende Knopper bezogen werden muß.

Beschleunigtes Gerbe-Verfahren
durch Entfettung der Häute mittels Anwendung metallischer Salze.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die fettigen Theile der Häute weit längere Zeit bedürfen, als die mageren.

Wenn es nun auch eine Anzahl von Reagentien gibt, wodurch die Beseitigung der Fetttheile bewirkt werden kann, so wirkt deren auflösende Kraft doch dergestalt auf die inneren Bestandtheile der Haut, daß das Leder an Gehalt und Gewicht verliert und consistenzlos und schwammig wird.

Nur 2 metallische Salze, der Grünspan und das Kupfervitriol, liefern befriedigende Resultate, da sie keine Zersetzung der inneren Gewebe der Haut hervorbringen, sondern sich mit dem Fette zu einer leicht ausscheidbaren grieslichen Substanz verbinden.

Das Verfahren ist folgendes:

Die rohen Häute werden in folgendes Bad gelegt (getrocknete Häute müssen jedoch vorher erweicht werden) und bleiben 3 Tage darin liegen, jedoch einmal tüchtig umgewendet:

auf	100	Pfund	Ochsenhäute	20	Loth	Grünspan	oder Kupfervitriol,
"	"	"	Kuhhäute	16	"	"	" "
"	"	"	Kalbfelle	12	"	"	" "

Nach 3 Tagen werden sie gehörig ausgespült und ganz auf die gewöhnliche Weise gegerbt.

Die auf diese Weise behandelten Häute liefern in 1/4 der Zeit und mit gleichem Gerbstoff ausgezeichnete Leder.

Das Gerbeverfahren des Herrn Knoderer

hat in neuerer Zeie kein geringes Aufsehen gemacht.

Sehr große Fässer mit 60—70 Sohlhäuten angefüllt, wozu nach dem Grade der fortgeschrittenen Gerbung immer stärkere Lohbrühertrakte, sowie vermehrte Lohzugabe, in die jedesmal vorher gereinigte Brühe gegeben wird, drehen sich, luftdicht verschlossen, durch Dampf- oder Wasserkraft getrieben, an gewaltige Schwungräder befestigt, im Kreise fortlaufend auf und nieder.

Bei stark rotirender Bewegung hat feine Lohe erfahrungsgemäß in 6 bis 8 Tagen vollständig ausgezehrt und nach 8 bis 10 Wochen je nach Stärke der Häute gerbt Knoderer demnach mit großer Loh- und Zeitersparniß sein Sohlenleder und Oberleder so gut und vollkommen durch, daß die Güte und Gewichtszunahme des einen wie des andern das gewöhnlich gegerbte Leder weit übertrifft.

Vernehmen wir, was er im Allgemeinen gehalten über die alte, bisher und sonst noch allgemeine übliche, und seine eigene, neuerfundene Gerbemethode äußert.

Wasser, Lohe und Bewegung, darin besteht unser ganzes Geheimniß, dieses ist die Trias der Verfahrungsarten, durch welche wir die Lohgerberei neu zu gestalten gedenken. Dieses Princip enthält nichts, welches die Freunde der alten Methode erschrecken könnte. Nichts Fremdes wirft ihre Gewohnheiten über den Haufen. Sie haben keine unnützen oder gefährlichen Versuche zu fürchten. Das ganze Geheimniß liegt in der Verbindung der drei Elemente, welche die Grundlage unseres Systemes bilden. Keine Säure, kein gewaltsames Mittel kommt dabei in Anwendung. Für das Leder steht nichts von irgend einer außerordentlichen Behandlung zu befürchten. Es erfährt die Behandlung, bei welcher es sich immer so wohl befunden hat, aber es erfährt sie unter verschiedenen Bedingungen. Allein die Verbindung der Elemente, nämlich die Verbindung von Wasser, Lohe und Bewegung, beschleunigt, so zu sagen, willkührlich das Gerben und hat eine enorme Ersparniß in den Betriebskapitalien, in der Handarbeit und in der Lohe zur Folge.

Der Gerber, welcher vordem, wie rasch auch seine Mittel wirken mochten, genöthigt war, Monate zu warten und in gewissen Fällen selbst

Jahre lang, um die Früchte seiner Arbeit zu genießen, kann sie jetzt jeden Tag unter seiner Leitung sich entwickeln sehen. Er kann sein Leder bei den verschiedenen Modifikationen verfolgen, ohne, sozusagen, es aus dem Auge zu lassen. Jede Stunde führt einen wirklichen Fortschritt herbei, und in einigen Wochen ist mit allen Ersparnissen, deren wir eben gedachten, der Prozeß vollendet, welcher sonst eine beträchtliche Zeit in Anspruch nahm.

Unsere Methode besteht darin, daß wir ohne Rücksicht auf die Sorten der Häute, dieselben, wenn sie die Wasserarbeit überstanden haben, in Fässer von einer nach den Gesetzen der Dynamik genau berechneten Dimension bringen und zwar die großen Leder wie die kleinen, z. B. die Felle von Kälbern und Pferden, die Kuh- und Ochsenhäute ohne Kopf und Bauch. Man füllt vorher diese Fässer etwas mehr als über die Hälfte mit Lohbrühe, die einen gewissen Grad in der Lohwage zeigt. Man fügt dieser Lohbrühe einen gewisse Quantität Lohe hinzu, die für kleine wie für große Häute von Ochsen, Kühen oder Bullen berechnet ist, alsdann verschließt man das Faß hermetisch, und versetzt es mit einer Geschwindigkeit in Drehung, welche ebenfalls nach der Erfahrung und nach der Dynamik berechnet ist. Man setzt sodann eine Quantität Lohe, der ersten gleich, hinzu und fährt so drei oder 4 Tage lang fort. Nach Verlauf dieser Zeit sind die Häute in der Gerbung so vorgeschritten, als ob sie bereits in drei Lohbrühen, d. h. in Schwellbeizen gelegen hätten.

Nachdem die Häute diesen Grad der Gerbung erreicht haben, so kann man, je nach den Umständen, sie in andere Fässrr bringen, oder Lohbrühe von stärkerem Grade eintragen, je nach der Beschaffenheit der Leder, und dieselbe Quantität Lohe zusetzen, welche sie im Anfange erhalten haben; oder man kann sie in den Fässern lassen, in welchen sie sich gerade befinden, und die Quantität Lohe, die man ihnen Anfangs gab, verdoppeln, während man die Umdrehungszeit vermindert, hauptsächlich wenn in Folge beständiger Reibung, die Brühe einen ziemlich hohen Grad der Wärme angenommen hat. Ist dieses Resultat einmal erlangt worden, so läßt man die Fässer nur einen gewissen Theil der 24 Stunden, je nach der Jahreszeit umdrehen. Das Gerben der kleinen Häute oder derjenigen, welche durch Zerlegung in Hälften von vornherein zerkleinert wurden, z. B. der Kalbfelle, der vordern Hälften der Pferdehäute, der Verdeckleder, der Kuh- oder Ochsenhäute ohne Kopf und Bauch, derjenigen für Stiefelschäfte kann in 15—40 Tagen ohne eine Erneuerung des Fasses vollendet werden, wenn man nun fortfährt, kleine Quantitäten Lohe zuzusetzen sobald der Gerbestoff der eingetragenen Lohe von den Fellen absorbirt worden ist. Was nun die großen Häute anlangt z. B. diejenigen von Kühen, Ochsen und Bullen, so muß man denselben, sobald sie ungefähr einen Grad der Gerbung erlangt haben, als ob sie ein Lohpulver in der Grube erhalten hätten, ein frisches Faß geben, in welches

man eine Lohbrühe von x Graden an der Lohwaage und x*) Kilogramme Lohe auf die Haut eingetragen hat. Nachdem diese Häute in ein frisches Faß gekommen, dürfen sie nur nach der Jahreszeit x Stunden von den 24 Stunden des Tages und der Nacht in Umdrehung versetzt werden und das Faß darf nicht eher als nach 10 Tagen geöffnet werden. Nach Verlauf dieser Zeit sind die Häute dergestalt in der Gerbung vorgeschritten, daß letztere in diesem Fasse keine weiteren Fortschritte mehr machen können, weßhalb man sie herausnehmen muß. Befanden sich in dem Fasse kleine Kuh- und Ochsenhäute oder schwache Stierhäute, so wird übrigens ihre Gerbung nach Verlauf dieser Zeit vollendet sein; hatten aber diese Häute eine mehr als mittlere Stärke, so muß die eben beschriebene Operation nochmals wiederholt werden und man kann alsdann versichert sein, daß sie nach Verlauf der zweiten 14 Tage vollständig gegerbt sind. Behandelte man aber Häute erster Stärke von Kühen, Ochsen oder sehr starken jungen Kühen, so muß man ihnen zum dritten Male Lohe geben und sie noch 14 Tage im Faß behandeln, um eine vollständige Gerbung zu erlangen. Was die starken Leder anlangt, welche über 25 Kilogramm gegerbtes Leder enthalten, von Bullen größter Stärke herrühren und zu Maschinenriemen verwendet werden sollen, so setzt man das Wasser sogar zum vierten Male x Kilogramme Lohe auf jede Haut zu, aber, statt sie nur 14 Tage im Fasse zu behandeln, läßt man sie für jeden Zusatz von Lohe 3 Wochen im Fasse und versetzt letzteres nur täglich x Stunden in Bewegung.

Wenn eine Gerberei nach meinem Systeme eingerichtet, sich in voller Thätigkeit befindet, so bekommen die Häute, welche die Wasserarbeiten durchgemacht haben, keine frischen Lohbrühen und auch kein frisches Lohpulver, sondern man bringt sie vielmehr in Fässer, deren Lohbrühen und deren Lohpulver fast gänzlich erschöpft sind. Sie absorbiren den Gerbestoff innerhalb 24 oder 48 Stunden, wenn man die Fässer beständig in Bewegung erhält. Ist der sämmtliche Gerbestoff erschöpft, so leert man das Faß aus, trägt frische Lohbrühe und frisches Lohpulver ein und dann auch die Häute, welche so weit vorgeschritten waren, als wir eben angegeben haben. Was nun diejenigen Häute anlangt, von denen weiter oben die Rede war, so bringt man sie in ein Faß, welches kräftigere Lohe und Lohbrühe enthält als diejenige, in welcher sie vorher sich befanden, und versetzt das Faß dann so lange in Drehung, bis man die Bemerkung macht, daß die Häute keine weiteren Fortschritte machen. Alsdann erst bringt man sie in ein Faß, welches 14 Tage lang in Bewegung gewesen, und versetzt sie in demselben täglich x Stunden in Umdrehung. Man kann versichert sein, daß bei einem solchen Gange der Operation die starken Häute nach Verlauf von 10—14tägiger Behandlung in diesem Fasse eben so weit vorgeschritten sind, als nachdem sie ein erstes Lohpulver in der Grube erhalten haben.

---

*) Es liegt auf der Hand, daß wir nicht, wie schon oben bemerkt worden, genaue Zahlen angeben.

Nach den eben mitgetheilten Erläuterungen wird es auch den weniger Erfahrenen einleuchten, daß außer der Geschwindigkeit des Gerbens einer der großen practischen Vortheile darin besteht, daß einmal die Schwellbeizen und die Lohpulver ganz wegfallen, und daß dennoch ohne Handarbeit ein vollkommeneres Aufschwellen der Häute erlangt wird. Man bringt auf diese Weise die Häute gerade so weit, als ob sie schon ein Lohpulver erhalten hätten, ohne 1 Kilogramm frische Lohe oder Lohbrühe in Anwendung zu bringen. Um aber dieses Resultat zu erlangen, hat man blos den wesentlichen Umstand zu berücksichtigen, daß man eine gewisse Stufenfolge befolgt und die Häute, wenn sie aus der Wasserarbeit kommen, nicht zu stark angreift.

Man muß mit einem Worte, streng dieselben Grundsätze wie bei der gewöhnlichen Gerberei befolgen, denn was für die eine als zweckmäßig gilt, ist es auch für die andere, und die fünf großen zu überwindenden Schwierigkeiten, welche ich besiegt habe, sind:

1) Die Herstellung einer Maschine, welche so wenig als möglich Bewegungskraft in Anspruch nimmt, und die, obschon sie ein enormes Gewicht zu tragen vermag, doch die Anwendung von Eisen, auch der geringsten Quantität von Eisen im Innern derselben völlig unnöthig macht;

2) eine schnelle und dennoch stufenweise Zersetzung des Gerbestoffes zu erlangen;

3) eine natürliche, beliebig zu verändernde Wärme, je nach den Bedürfnissen der Fabrikation und der Quantität der Häute hervorzubringen.

4) zu verhüten, daß der Gerbestoff mit der Luft in Berührung komme;

5) den Gerbestoff der Lohe auch bis auf die letzte Spur zu benutzen.

Alle diese Vortheile werden vollständig erlangt durch die Anwendung der Fässer und der Maschinerie, von welcher ich Gebrauch mache, und welche ich durch Zugeständnisse meinen Gewerbsgenossen zur Benutzung überlassen kann.

Meine großen Fässer vermögen ein Gewicht von 9 bis 10 Tausend Kilogrammen an Häuten, Lohe und Lohbrühe aufzunehmen, ohne daß nur der geringste Theil derselben von Metall ist, und erfordern nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Kraft um in Bewegung gesetzt zu werden.

Die Zersetzung der Lohe erfolgt allmählig und dennoch sehr schnell, weil die Umdrehung und Reibung, welche das unvermeidliche Ergebniß sind, endlich in einen Teig verwandelt werden, dessen Gerbestoff nothwendig viel leichter von der Flüssigkeit aufgenommen wird, weil letztere in gezwungener und beständiger Berührung mit allen ihren kleinsten Theilchen steht.

Ebenso wird durch die Umdrehung die Zersetzung der Lohe allmäh-

lig, jedoch mit großer Geschwindigkeit bewirkt. Die Reibung erzeugt zu gleicher Zeit eine natürliche Wärme, deren Intensität man auf die Weise verändern kann, daß man die Fässer längere oder kürzere Zeit in Umdrehung versetzt. Diese Wärme hat nun einen großen Vorzug vor jeder künstlichen Wärme und begünstigt auf eine sehr wirksame Weise die Verbindung des Gerbestoffes mit dem in dem Zellgewebe der Häute enthaltenen Gallertstoff.

Anderntheils wird die Berührung der Luft mit der Lohe und Lohbrühe ganz vollständig vermieden, indem diese Berührung eine der Hauptursachen des langsamen Gerbens in der Grube ist, sowie auch der großen Quantität Lohe, welche bei letzter Gerbungsart erforderlich ist, weil sie die Ursache der Umwandlung eines großen Theiles der Gerbsäure der Lohe oder anderer Gerbsubstanzen in Gallussäure zu sein pflegt. In der That enthalten die Fässer, da sie beinahe gänzlich gefüllt sind, nur eine sehr kleine Quantität Luft, welche in sehr kurzer Zeit zersetzt wird, da sie sich nicht erneuern kann, folglich auch keine sonderliche Einwirkung auf das Gerben äußert.

Endlich bin ich im Stande, den in der Lohe enthaltenen Gerbestoff bis auf das kleinste Theilchen zu benutzen, nicht allein, weil, wie schon oben bemerkt worden, die Lohe in einen Teig verwandelt wird, sondern hauptsächlich, weil in dem Maße, als die Lohe und die im Fasse befindliche Lohbrühe ihre Kraft verlieren, man die Häute durch andere ersetzt, indem sie schon allen Gerbestoff absorbirt haben, den sie bei ihrem Zustande der Gerbung aufzunehmen vermochten; und es folgen ihnen nun weniger weit vorgeschrittene Häute, die deßhalb weit geeigneter sind, den noch vorhandenen Gerbestoff zu absorbiren.

Ich könnte noch andere Ausführlichkeiten über meine Verfahrungsarten mittheilen, namentlich was die Kufen und die in denselben von allen Graden der Stärke bereiteten Lohbrühen anlangt, die sie beständig enthalten müssen. Ich gehe nun zu anderen Betrachtungen über dasjenige über, was in den Gerbereien nach altem Systeme vorgeht, verglichen mit demjenigen in den Gerbereien, welche nach meinem Systeme eingerichtet sind.

In einer gewöhnlichen Gerberei gelangen die Häute nach den Wasserarbeiten in ganz erschöpfte Schwellbeizen, in welchen sie mehrere Tage liegen bleiben.

Wenn es kleine Häute sind, so werden sie von einem Arbeiter wenigstens 4—5 Stunden lang täglich mittelst eines Rades mit flachen Schaufeln in Bewegung gesetzt, wozu man sich einer Kurbel und eines unmittelbaren Rädereingriffes bedient. Diese Methode ist übrigens schon ein Fortschritt, den man gegenwärtig nur in einigen Gerbereien findet, denn in der Regel setzt man die Häute ganz einfach mit Stangen in Bewegung, und außerdem schlägt man die Häute täglich 1 oder 2 mal aus den Schwellbeizen auf. Man setzt diese Arbeit 4, 5, 6 oder selbst 8 Tage lang fort, je nach der Jahreszeit oder der Stärke der Häute und der Schwellbeizen. Hierauf kommen dieselben in weniger erschöpfte Schwell-

beizen, und man giebt ihnen noch, je nach der Stärke, $^1/_2$ bis 1 Kilogramm Lohe auf die Haut. Dieses nennt man dann die erste Schwellbeize, in welcher sie wenigstens 8 Tage lang bleiben und dieselben Manipulationen, welche weiter oben beschrieben wurden, nöthig machen. Nach Verlauf dieser Zeit kommen sie in die zweite Schwellbeize, in welcher sie genau auf dieselbe Weise und während eben so viel Zeit, als das erste Mal, behandelt werden. Aus dieser Beize gelangen sie in die dritte, wo sie von Neuem denselben Operationen mit Zusatz derselben Quantität Lohe unterliegen. In einigen Gerbereien giebt man ihnen sogar vier Schwellbeizen, indem man in der vierten die Quantität der Lohe ein Wenig vermehrt. In den letzten Gerbereien legt man sie auch nach der vierten Schwellbeize in der Regel in die Grube; aber in allen denjenigen, wo man ihnen nur drei Schwellbeizen giebt, legt man sie zuerst nur 3 oder 4 Wochen lang mit 2 bis 4 Kilogr. Lohe auf's Kalbfell, je nach ihrer Stärke, in die Grube. Diese Operation erheischt 2 Tage lang geschickte Arbeiter für eine Quantität von 3 bis 400 Stück Kalbfellen, und außerdem braucht man noch, um sie aus der Grube wieder herauszunehmen, wenigstens noch 3 Arbeiter, jeden 6 Stunden lang, und nun erst legt man sie ordentlich in die Grube und giebt ihnen 5 bis 15 Kilogr. Lohe auf's Kalbfell. Nachdem die Leder 3 oder 4 Monate in der Grube verweilt haben, sind sie vollständig gegerbt, aber für eine Quantität von 400 Kalbfellen hat man 3 Arbeiter nöthig, einen, um die Grube zu bedienen, und die beiden anderen jeden 18 Stunden lang zum Einlegen.

Nachdem das Gerben vollendet ist, muß man die Leder aus der Grube nehmen und hat dazu von Neuem 4 Arbeiter und zwar jeden 6 Stunden lang nöthig.

Betrachten wir dagegen, was bei unserer Methode vorgeht, um dieselben Quantitäten Felle derselben Art zu behandeln. Nachdem die Wasserarbeit vorüber ist, wirft ein Arbeiter 3 oder 400 Felle in ein Faß, welches fast ausgenutzte Lohbrühe nebst Lohe enthält, und er kann diese Arbeit in weniger als einer halben Stunde vollenden, weil sie nicht die geringste Vorsicht erheischt und man 5 oder 6 Felle auf einmal einwerfen kann. Ist dieses geschehen, so verschließt man das Faß und setzt es so lange in Bewegung, als nothwendig ist, damit die in demselben befindlichen Häute den Gerbestoff der Flüssigkeit, in welcher sie sich befinden, bis zur letzten Spur absorbirt haben. Nachdem dieses Resultat erlangt worden, öffnet man die Thür des Fasses und dreht dasselbe so, daß die Oeffnung unten hin kommt und die Flüssigkeit nebst den Häuten von selbst in einigen Augenblicken ausgeleert wird.

Jetzt hat man nun weiter nichts zu thun, als die Häute wegzunehmen, sie zu spülen und in ein anderes Faß zu werfen, welches etwas stärkere Lohbrühe und etwas mehr Lohe, als das erstere enthält.

Nachdem die Felle oder Häute 24 oder 48 Stunden lang in einem Fasse verweilt haben und soviel Gerbestoff absorbirt, als sie vermöge ihres vorgeschrittenen Zustandes der Gerbung vermochten, so nehmen 2 Arbeiter

sie so lange mit den Händen aus dem Fasse heraus, als sie dieselben erreichen können, und hierauf bedienen sie sich hierzu einer Stange, die an dem einen Ende mit einem Ochsenhorn versehen worden ist. Diese Arbeit nimmt höchstens bei 3 oder 400 Kalbfellen 1 oder 2 Stunden in Anspruch.

In weniger Zeit als $^1/_2$ Stunde haben diese Arbeiter die gedachte Zahl von Häuten in ein frisches Faß gebracht, welches 8 oder 10 Tage lang gedient hat, das Gerben einer anderen Partie von Waare zu vollenden, und in welchem nun das Gerben dieser Häute binnen 8, 10 oder 12 Tagen, je nach der Jahreszeit, oder ihrer Stärke, beinahe vollendet ist. Man beginnt alsdann die Operation, von welcher die Rede war, nochmals und bringt die Felle in ein Faß, welches Wasser oder Lohbrühe enthält, die man mittelst einer Pumpe, durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt, in das Faß bringt, und binnen einigen Minuten ist auch die zur Vollendung des Gerbens nöthige Zahl von Lohsäcken eingetragen, weil hier nicht die geringste Vorsicht weiter anzuwenden ist, indem durch die Umdrehung des Fasses schon nach ganz kurzer Zeit eine vollkommene Mengung der Felle, der Flüssigkeit und der Lohe bewerkstelligt wird. Nach Verlauf einer neuen Periode von 8 bis 10 Tagen ist das Gerben der kleinen Felle in diesem Fasse vollendet, und es ist nun weiter nichts zu thun, als dieselben herauszunehmen.

In Betreff der großen Häute ist die Differenz der Handarbeit verhältnißmäßig noch größer, als für die kleinen und zwar nicht in Betreff der Schwellbeizen, wo das Verhältniß dasselbe bleibt, sondern, weil sie wenigstens drei Lohpulver in der Grube erheischen, und weil man, um 100 Stück Häute in die Grube einzulegen, wenigstens 24 Stunden lang Arbeit für drei geschickte und fleißige Arbeiter hat, während man, um derselben Quantität von Häuten in den Fässern ein neues Pulver zu geben, höchstens 3 Stunden lang zwei ganz gewöhnliche Arbeiter zu beschäftigen hat.

Es bleibt mir noch eine letzte Bemerkung von der höchsten Wichtigkeit zu Gunsten meines Systemes übrig. In einer Gerberei, wie klein sie auch sei, ist es für den Besitzer derselben unmöglich, die Arbeiter, welche mit dem Einlegen der Leder in die Grube beschäftigt sind, gehörig zu überwachen, und noch viel weniger, diese Arbeit selbst zu verrichten; und da es auf das Vollkommenste bewiesen ist, daß, wenn man den schwachen Theilen der Haut, wie z. B. dem Halse oder den Flanken mehr Lohe giebt, als sie im Verhältniß zu ihrer Stärke zu absorbiren vermögen, alles dasjenige vollständig verloren ist, was man ihnen zuviel gegeben hat; und daß ferner alle diejenige Lohe, welche über die Ränder der Haut hinaus (was nur zu häufig vorkommt) eingetragen ist, noch weit mehr verloren ist. Hieraus ergiebt sich aber für den Gerber ein Loheverlust von wenigstens 10 bis 15 Kilogr. für jede Haut. Es entsteht ihm dieser Verlust, weil die Vertheilung der Lohe, welche eine sehr genaue Kenntniß aller Theile der Haut und eine ununterbrochene Aufmerksamkeit er-

heischt, nicht gut bewerkstelligt wurde, oder weil der Arbeiter einen guten Theil der Lohe neben die Ränder der Haut hingestreut hat, was fast immer geschieht.

Dieser Verlust, welcher in einer nach einem großen Maßstabe angelegten Gerberei unermeßlich ist, kann in einer nach meinem Systeme eingerichteten Gerberei auch nicht im kleinsten Verhältnisse stattfinden. Die Gründe dazu sind folgende:

1) Die Häute gleich der Lohe träge und unbeweglich zu liegen, werden gleich dem Gerbestoffe in Bewegung gesetzt.

2) Bei Befolgung meiner Methode wird der Gerbestoff bis auf die letzten Spuren absorbirt, weil man in dem Maße, als die Lohbrühe schwächer wird, Häute in dieselbe legt, welche weniger vorgeschritten und folglich gieriger nach Lohe sind.

Des bessern Verständnisses halber will ich meinen Lesern ein Beispiel anführen:

Angenommen, man habe 100 Stück $^3/_4$ gar gegerbte Leder und man gebe in die Fässer die doppelte Quantität Lohe, welche zur Vollendung der Gerbung nothwendig ist, und der rückständige Gerbestoff wird für eine folgende Partie Waare benutzt, welche, nachdem sie so viel Gerbestoff aufgenommen hat, als es der Zustand ihrer Gerbung gestattete, einer dritten Partie Platz macht und sofort bis zur vollständigen Erschöpfung der Lohbrühe.

Aber in einer gewöhnlichen Gerberei haben die Dinge einen ganz anderen Verlauf. Nimmt man z. B. wie in dem eben angeführten Falle $^3/_4$ gar gegerbte Leder und gibt ihnen zweimal mehr Lohe, als sie aufzunehmen vermögen, so ist alle überschüssige Lohe gänzlich verloren, weil sobald die Grube gehoben wird, die Lohe wegen der beständigen Berührung mit der Luft zu nichts mehr benutzt werden werden.

Ich muß noch darüber einige Erklärung geben wie es zugeht, daß ich ein größeres Gewicht erziele als man mit den in den Gruben gegerbten Ledern erlangt.

Es ist allgemein bekannt, daß die Leder in einer gewöhnlichen Gerberei, wenn sie schlecht in den Schwellbeizen behandelt werden, immer dünn und hager bleiben, sich schwierig gerben und ein weit geringeres Gewicht erlangen, als sie im Verhältniß zu ihrem Gewichte im frischen Zustande erlangen müßten.

Obgleich diese Uebelstände bei solchen Ledern nicht stattfinden, die sorgfältig in den Schwellbeizen behandelt worden sind, so ist es darum doch wahr, daß sie in der Grube keineswegs an Dicke zunehmen, sondern eher ein wenig von ihrem aufgeschwollenen Zustande verlieren. Dieses ist auch sehr begreiflich, wenn man in Erwägung zieht, daß sie unbeweglich

und übereinander Monate hindurch und manchmal zwei ganze Jahre in der Grube liegen.

Bei meinem Systeme der Umdrehung in den Fässern dauert dagegen das Schwellen der Häute bis zum letzten Augenblicke fort und zwar weil ihre Poren immer geöffnet bleiben, in Folge der Art von Walken, welche sie in den Fässern erfahren und hauptsächlich wegen der natürlichen Wärme, welche eine der wichtigsten Folgen meiner Methode ist, und zu gleicher Zeit so mächtig die Verbindung des Gerbestoffes mit dem Gallertstoffe der Haut erleichtert. Dieses vorausgesetzt, wird nun Jedemann leicht begreifen, daß die nach meinem Sinne gegerbten Leder weit voller und runder werden müssen, als die in der Grube gegerbten, und daß sie zugleich, wie weiter oben gesagt worden, ein besseres Gewicht erlangen.

Herr Knoderer gibt hierauf eine sehr detaillirte Berechnung seines Gewinnes in jeder Beziehung mit dem bisher üblichen Verfahren verglichen, aber keine nähere Beschreibung und Eintheilung seiner Manipulation.

Dies könnte aber von jedem Gerber nicht schwer zu entziffern sein. Das Schwierigste bleibt immer die außerordentlich große mit Dampf und Dampfmaschine gewiß sehr hoch zu stehen kommende Triebkraft, sowie die Einrichtung mit den großen Schwungrädern und luftdicht verschlossenen gewaltigen Fässern oder Kufen, wovon mit einigen tausend Thalern wenig zu beschaffen sein dürfte.

Soviel scheint jedoch festzustehen, daß Herr Knoderer die Lohe zwar sehr schnell durch sein eigenthümliches Verfahren, aber nur auf *kaltem* Wege ausziehen läßt.

Eigenthümliche Behandlung von Häuten und Fellen.

Um sehr starke Ochsenhäute zuzurichten, soll das Haar in gewöhnlicher Weise durch eine Lösung von Aetzkalk entfernt, nachdem aber das Haar abgenommen ist, sollen die Häute nochmals 24 Stunden lang in das Kalkbad gebracht und dann in Wasser ausgewaschen werden, welches 2% Salzsäure enthält, um die Poren der Häute zu öffnen und den noch etwa darin befindlichen Kalk abzustumpfen.

Nun werden die Häute horizontal und glatt auf den Boden eines durchlöcherten Kastens gelegt. Dieser ist mit einer eisernen Stange verbunden, welche stark genug ist, um das Gewicht von 10—12 Häuten oder 1500 Pfund auszuhalten und in der Mitte einen Ring trägt, mittels dem man sie und den Kasten etwa alle 6 Stunden aus den Kufen aus und einheben kann. Zwischen den Häuten liegen schwache Hürden, welche die ersteren soweit auseinander halten, daß die Flüssigkeit die Häute frei umspülen kann. Von zwei Kufen, welche etwas weiter und tiefer als der Kasten sind, setzt der Patentträger die Erste mit einer Lösung von Alaun an und fügt 2% Schwefelsäure und 2% Salzsäure hinzu.

Die zweite Kufe enthält eine Sodalösung, welchem 5% trockenes wolframsaures Natron zugesetzt wird.

Die Kästen werden durch ein geeignetes Hebzeug in die Kufen gesenkt und 6 Stunden darinnen gelassen, wobei man Sorge trägt, daß die Flüssigkeit stets über den Häuten stehe.

Nach 6 Stunden hebt man sie aus und läßt sie über den Kufen abtropfen, dann senkt man die beiden Kästen in die entgegengesetzten Flüssigkeiten, so daß die Häute abwechselnd der sauren und der alkalischen Flüssigkeit ausgesetzt werden.

Ist die Wirkung eingetreten, d. h. die Gallertmasse faderig und unlöslich geworden, so werden die Häute vollkommen getrocknet und dann bei gewöhnlicher Temperatur in eine gesättigte Lösung von wolframsaurem Natron in weiches Wasser gebracht.

Nachdem diese Lösung ihre Wirkung gethan, werden sie in ein Seifenbad gelegt, welches man erhält, wenn man 15—20 Pfund Seife in 100 Pfund Wasser auflöst und durcheinander rührt. Hierin werden

die Häute so lange umgearbeitet, bis sie die Seife vollständig absorbirt haben und das Wasser wieder klar wird.

Endlich läßt man sie noch 24 Stunden in frischem Wasser liegen, um alle übrigen Salze zu entfernen, damit aber das auf diese Weise zubereitete Leder Farbe und Geruch des gewöhnlichen rothgaren Leders bekomme, bringt der Patentträger die Häute noch für 24 Stunden auf die Lohküpe unter Anwendung einer hydraulischen Presse, um das Eindringen der Lohbrühe zu beschleunigen und sie recht gleichmäßig eintreten zu lassen. S. J. Ztg.

Verbesserung schlechtgegerbter Häute.

Um schlecht gegerbte Häute zu verbessern, schlägt Tavrier folgendes Verfahren vor.

Die Haut wird luftdicht über ein großes Gefäß gespannt, das beinahe von gleichem Umfange ist, und von unten luftleer gemacht werden kann.

Auf die Oberfläche gießt man eine Gallertabkochung, die man aus Knorpeln und Hautabfällen gewinnt, und treibt dieselbe, indem man aus dem Gefäß die Luft entfernt, durch die Poren der Haut.

Ist dieselbe voll gesaugt, so wiederholt man denselben Prozeß, nur daß man jetzt statt der Gallertlösung Lohbrühe anwendet, die daraus erhaltene Gerbesäure wandelt die Gallerte noch in eigene eigenthümliche Substanz um, die das schwammige und mürbe Leder dicht und fest macht. Im Nothfalle wiederholt man die Operation einige Mal.

Juchtenartig zubereitetes roth gefärbtes Rindsleder.

Diesem die ächte rothe Farbe zu geben, so daß es dem russischen nicht nur gleicht, sondern solches an Schönheit sogar noch übertrifft, ist folgendes Verfahren zu empfehlen, welches jedoch nur bei ganz gut gegerbten und rein ausgewaschenen Häuten anwendbar ist.

Die Bereitung des Grundes erheischt einige Vorsicht.

10 Loth Scheidewasser (Salpetersäure) werden in einem glacirten Topfe unter einem Rauchfange, jedoch ja nicht über offenem Feuer so lange erwärmt, bis sich rothe übelriechende Dämpfe bilden, vor deren Einathmung man sich besonders zu hüten hat.

Dann gießt man, am besten im Freien, an einem der Luftströmung besonders ausgesetzten Orte, das erwärmte Scheidewasser auf 1 Pfund Zinnsalz, und rührt dasselbe so lange um, bis keine rothen Dämpfe mehr entweichen. Erst wenn weißliche sich bilden, rührt man 1/4 Pfund rauchende Salzsäure dazu.

Dann füllt man die Flüssigkeit in Flaschen, nehme sich jedoch wohl in Acht, solche nicht zu warm einzufüllen, da sonst die Flaschen leicht springen, und man durch die ätzende Säure sich arg beschädigen könnte.

Diesen Grund bewahrt man an einem kühlen Orte auf.

Mit dieser Mischung, welche man beim Gebrauch durch eine 12 bis 15fache Menge reinen Wassers verdünnt, werden die gut gereinigten und gegerbten Häute auf folgende Weise behandelt:

Nachdem solche, wie zum Schwarzfärben, nur auf der Aasseite geschmiert, gewalkt, und mit wollenen Lappen gehörig abgerieben worden sind, wird in halbtrockenem Zustande der Narben oder Zug aufgedrückt, dann trocknet man die Häute, kraust sie auf und grundirt sie 2—3 Mal, d. h. man schüttet von oben angegebener Flüssigkeit ein wenig auf die Narbenseite und reibt solche mit der Bürste fleißig ein. Gleich nach dem Verreiben des Grundes wird auf 2—3 Mal mit einer Bürste die Farbe aufgetragen, die man, am besten schon einige Tage vorher auf folgende Weise bereitet:

1 Pfund Fernambuckholz wird in 6 Maß reinem Flußwasser eine

Stunde lang gekocht, abgeseiht und der klaren Farbbrühe 1½ Loth präparirter Weinstein beigemischt.

Da die Farbe sich gleichmäßiger auftragen läßt, wenn das Färben vorgenommen wird, so lange der Grund noch feucht ist, so dürfte es zweckmäßig erscheinen, diese Arbeit gleichzeitig von 2 Arbeitern verrichten zu lassen.

Sollten demohngeachtet hin und wieder lichtere Stellen sich zeigen, so ist mit der Farbe nachzuhelfen.

Längere Zeit in geschmiertem Zustande aufbewahrte Häute müssen vorher in lauwarmem Wasser aufweichen.

Zuletzt feuchtet man das ausgefärbte Leder mit Lohbrühe an, blanchirt, schlichtet und trocknet es, und trägt, nachdem man solches gekrispelt und aufgekraust hat, mittelst eines Waschschwammes auf der Farbenseite eine ganz dünne Schichte Leimwasser auf, wodurch solche nicht nur einen hübschen Glanz erhält, sondern auch feuriger wird.

Bereitung von Leim aus Lederabfällen und altem Leder.

Diese werden möglichst zerkleinert und nachdem sie gehörig von Schmutz gereinigt sind, mit einer kaustischen Natronlauge v. 1,025 spezifischem Gewicht 8—12 Stunden lang gekocht, um allen Gerbstoff völlig auszuziehen.

Dann gießt man die Lauge ab und wäscht das Leder so lange abwechselnd mit reinem und ungesäuertem Wasser, bis der Gerbstoff vollkommen entfernt ist. Dann wird auf die gewöhnliche Weise Leim daraus bereitet.

Den in der Lauge befindlichen Gerbestoff aber kann man mittels einer stärkeren Säure fällen und wieder verwenden.

Ueber die Gerbung weißer Pelze für Kürschner und Gerber, besonders der Schmaschen (kleiner Lammfelle.)

Folgendes Verfahren ist geeignet, kräftige und ungemein weiche Felle zu produciren, welche ihren Pelz vollkommen erhalten und von blendend weißer Farbe sind.

Nachdem man die Felle 18 Stunden, doch ja nicht länger, im Wasser geweicht hat, spült man solche, wo möglich in fließendem Wasser, rein ab, läßt sie ablaufen, oder preßt sie aus, dann werden sie einzeln, die Wollenseite nach oben, auf einer Tafel auseinandergelegt und kartätscht.

Den schmutzigsten Stellen ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken, damit der Pelz nicht durch zu heftiges Kratzen Schaden leidet, dann wird er mit Seife eingerieben und die eingeseifte Stelle zusammen einige Stunden liegen gelassen, damit sich der Schmutz gehörig auflöst.

Dann kartätscht man diese, wobei wahrgenommen werden muß, welche Stellen ein nochmaliges Einseifen bedürfen, und auf diese Weise fährt man fort, bis der Pelz vollkommen gereinigt ist, worauf man denselben in fließendem Wasser rein ausspült.

Dieses Auswaschen erfordert besondere Aufmerksamkeit.

Man faßt das Fell bei einem Hinterbein und schwankt das andere sammt der ganzen hinteren Fläche des Felles gleichmäßig rechts und links, damit die anderen Theile stets in flacher Bewegung den Wasserspiegel berühren.

Nur durch diesen Handgriff ist es möglich, die Pelze in kurzer Zeit rein zu bringen, die man gehörig ablaufen läßt oder auspreßt, und dann fleischt, d. h. man entfernt durch Ueberziehen der Felle über ein ziemlich starkes feststehendes Eisen das Fleisch und die faserigen Theile desselben, durch welche Manipulation dieselben dehnbar und weich gemacht werden.

Hierauf breitet man die Felle — Kopf, Beine, Zipfel besonders berücksichtigend — gehörig aus und bestreut die innere Fleischseite gleichmäßig mit Gerstenschrot oder mit einer Mischung von 3 Theilen Weizenkleie und 2 Theilen Roggenmehl, und rollt, nachdem man die Extremitäten gehörig eingeschlagen, solche, die Pelzseite nach außen gekehrt, zu=

sammen und packt selbige in ein wasserdichtes Faß, dann nimmt man Salzwasser, welches so stark sein muß, daß ein Ei darin schwimmt und gießt davon so viel darüber, bis die Felle vollkommen bedeckt sind und läßt sie in diesem Zustande 24 Stunden und zwar in einem Keller oder an einem anderen kühlen, jedoch vor Frost geschützten Ort stehen.

Nun werden die Fellchen vorsichtig entrollt, so daß das Eingestreute möglichst haften bleibt, wornach solche, die Wollenseite nach Innen gekehrt, einzeln und zwar so, daß die Kopfseite auf die Schwanzseite zu liegen kommt, flach zusammengelegt, und einzeln flach in ein anderes Faß gepackt werden, wobei man sich in Acht nehmen muß, nicht durch Drücken oder Pressen die in den Pelzen befindliche Brühe zu entfernen, die ihm Nahrung zu geben bestimmt ist.

So werden dieselben 14 Tage — bei heißer Witterung nur 10 Tage lang, täglich auf gleiche Weise von einem Fasse in das andere geschlichtet, was man nicht verabsäumen darf, wenn solche nicht fleckig werden sollen. Nach dieser Zeit werden die Felle herausgenommen, die Feuchtigkeit durch Drücken und Pressen entfernt, getrocknet und dann zugerichtet.

Verkalktes Leimleder zu verbessern.

Zu sehr gekalktes Leimleder hat den Nachtheil, daß der Kalk, weil er die Leimtheile verzehrt, leichter wird, und wenn das Zehren während des Siedens erfolgt, weniger und schlechteres Leimleder liefert.

Dagegen gibt es ein sehr einfaches wenig bekanntes Mittel.

Das Leimleder wird schichtenweise mit Wasser befeuchtet und so nach und nach ein Haufen gebildet, der sich erhitzt, wodurch nach 2—4 Tagen längstens die Kalkschärfe beseitigt wird. Man hat sich jedoch dabei in Acht zu nehmen, daß die Erhitzung nicht bis zum Verbrennen fortgesetzt wird. Um dieses abzuwenden, schichtet man den Haufen um, oder wenn die Schärfe bereits ausgezogen ist, stößt man solchen ganz auseinander. Das so entkalkte Leimleder wird nach circa 24 Stunden mit ganz dünner Kalkmilch angefrischt, rein gewaschen und bis zum Gebrauche ausgelüftet, denn einmal trockenes Leimleder braucht, wenn es nicht längere Zeit erweicht und im Kalk war, nicht wieder vollkommen getrocknet werden.

Ausgenützte Gerberlohe als vorzüglichen Dünger zu benützen.

Nachfolgender Versuch, der vor ohngefähr 3 Jahren in einem Garten angestellt wurde, liefert den Beweis, daß gebrauchte faule Lohe namentlich bei der Obstbaumzucht mit großem Erfolge als Dünger verwendet werden kann.

Es wurden nämlich die Beete, in denen alle Gattungen der edelsten Obstbäume standen, 6 Fuß hoch mit Lohe bedeckt.

Diese Aufschüttung liefert folgendes Resultat:

Der Boden blieb unter dieser Decke ohne weitere Bearbeitung immer locker und feucht, so daß selbst bei trockener Witterung ein Begießen unnöthig wurde.

Die Bäumchen erhielten eine weit kräftigere Wurzelbildung, selbst über der Veredlungsstelle trieben sie in der Lohschichte ganze Kränze von Wurzeln.

Stamm und Aeste wuchsen kräftig mit kurzen Intermedien der Zwischenräume von einem Auge zum andern und mit weit stärkerer Frucht und Blattknospenbildung als die nicht mit Lohe umgebenen Bäume.

Besonders ergiebig war die Tragbarkeit älterer Bäume und das Obst zeichnete sich durch ungewohnte Schönheit und Güte aus.

Aber auch an Wildbäumen wurden ähnliche Erfolge beobachtet.

Es wäre daher sehr zu wünschen, daß damit auch Versuche bei Anlagen von Eichenschälwaldungen gemacht würden. Ohne Zweifel sind auch hier glückliche Erfolge mit Gewißheit zu erhoffen, denn daß homogene Abfälle für Baumpflanzungen den besten Dünger geben, ist in der Natur der Sache begründet.

Außerdem dürfte auch noch in Betracht gezogen werden, daß der Geruch der Lohe ein vortreffliches Abhaltungsmittel für schädliches Ungeziefer ist, und daß ein derartiger Schutz den jungen Bäumchen sehr zu statten käme. Ueberhaupt aber dürfte diese neue Art, die ausgenützte Lohe zu verwerthen und zu verwenden, besonders solchen Gerbern willkommen sein, die in Gegenden leben, wo die Brennmaterialien so gering im Werthe sind, daß es nicht der Mühe lohnt Lohkäse machen zu lassen.

Das Abmachen der Wolle von den Schaffellen.

1. Das Giften der Wollfelle.

Die hierzu bestimmten Wollfelle werden in einem Fasse mit Wasser eingeweicht, den andern Tag gestreckt, d. h. auf einem Weißgerberbaume mit einem Gerbereisen auf der Fleischseite gut überstrichen, damit dieselben weich werden, auch überstreicht man die Wolle, um den Schmutz davon zu entfernen. Darauf werden sie wieder eingeweicht und den folgenden Tag zum Ausbreiten heraus auf einem Haufen geworfen. Das sogenannte Giften ist an vielen Orten gebräuchlich und sehr zweckmäßig; es ist das schnellste Verfahren und zugleich für die Felle gut. Die Wolle soll zwar darnach etwas an Gewicht verlieren, jedoch ist dies wohl nicht erwiesen, und es würde, wenn dies auch der Fall wäre, an Arbeitslohn erspart werden. Das Verfahren ist in jeder Hinsicht zu loben, und hat es in manchen Gerbereien keinen Erfolg gehabt, so liegt wohl die Schuld an der falschen Behandlung. Das richtige Verfahren ist folgendes:

Man breitet die Wollfelle am Boden der Gerberei, oder sonst an einer beliebigen passenden Stelle, gut auseinander, so, daß die Wolle stets geschützt nach unten liegt. Dieses Ausbreiten versteht jeder Fabrikant und Gerber, weßhalb wir dasselbe nicht näher zu beschreiben brauchen. Ist dies geschehen, so nimmt man ein dazu bestimmtes Gefäß oder kleines Faß, schüttet darin, je nach dem Quantum der Felle von dem vorhin beschriebenen aufgelösten Giftkalk. Man verdünnt die Masse, daß es ein dickflüssiger Brei wird. Hiermit bestreicht man nun die zu diesem Zwecke ausgebreiteten Felle vermittelst einer Stielbürste oder eines selbstgemachten Bastquastes, so daß allenthalben der Brei deckt. Aber genau ist darauf zu achten, daß nichts davon an die Wolle kommt, da diese an der betreffenden Stelle davon zerfressen wird. Nach dem Bestreichen schlägt man die Felle zusammen, die bestrichene Fleischseite natürlich nach inwendig, so daß Hinter- auf Hinterbein und Vorder- auf Vorderbein genau passen, desgleichen die ganzen Felle, damit keine bestrichenen Theile hervorstehen und die Wolle der nächsten Felle berühren. Nachdem die Felle bestrichen

worden sind, legt man sie je eins, haufenweise aufeinander. Nach einer oder höchstens einigen Stunden untersucht man die zuerst bestrichenen Felle; diese werden alsdann schon gut die Wolle lassen; also können die ersten schon ausgewaschen werden, wenn die übrigen noch bestrichen werden. Beim Waschen der Felle schlägt man sie so lange im Wasser hin und her, bis die Wollseite rein ist. Dann wendet man die Fleischseite um und wäscht oder spült auch diese rein. Besonders ist darauf zu achten, daß keine Wolle verloren geht, indem dieselbe gewöhnlich sehr lose nach dem Giften auf den Fellen sitzt.

Nachdem nun die Felle rein gewaschen sind, schlägt man sie auf einen Bock, damit das Wasser gut ablaufen kann. Ist dieses geschehen, so wird die Wolle vermittelst eines Stockes oder Keiles auf einem schmalen Weißgerberbaume abgemacht und, wie gewöhnlich, in verschiedene Sorten sortirt. Man wird sehen, daß das von der Wolle befreite Fell, auch Blösen genannt, sehr schön und glatt auf der Narbenseite ist und durch diese schnelle Methode durchaus nicht leidet; der bläuliche Schein verliert sich nachher gänzlich wieder.

Auf diese Weise kann also der Gerber in einem Tage Angiften, Auswaschen und Wolleabmachen. Hauptsächlich nützlich ist diese Methode da, wo nicht viel Platz in der Gerberei ist, denn diese Felle werden auch viel früher kalkgar. Freilich kostet der Arsenik auch etwas, das Pfd. ungefähr 4 Sgr.; dagegen braucht man aber auch nicht so viel Kalk. Die Hauptsache ist aber stets das schnelle Gerben, sobald es ohne Nachtheil möglich ist. Vielseitig wird aber behauptet, das Leder würde dadurch lose; wir können dieser Behauptung nicht vollständig beipflichten, da wir sowohl von Land- oder veredelten Schaffellen, von den großen ostfriesischen, als von den sehr festen, kernigen Haidschnucken stets das schönste und kernigste Leder fabricirt haben.

2. Das Anschwöden der Wollfelle.

Diese Methode ist der vorigen im Bestreichen soweit gleich, nur daß hierzu ausschließlich Kalk genommen wird. Sobald die Wollfelle gehörig geweicht und gestreckt und wieder geweicht sind, werden sie ausgebreitet, wie die vorigen und auch auf dieselbe Weise überstrichen mit zu einem dickflüssigen Brei gerührtem Kalk; besser oder schärfer ist stets frisch gelöschter, da dieser früher wirkt. Es ist aber nicht unbedingt nothwendig. Schon im voraus gelöschter Kalk thut dieselben Dienste, nur daß die Wolle sich einige Tage später löst. Sind nun die Felle mit Kalkbrei überstrichen und zusammengelegt, so werden sie an eine feuchte Stelle hingelegt, jedoch so, daß keine trockne Luft durchzieht, damit sie keine Trockenstellen bekommen; auch dürfen sie durch zu hohes Aufhäufen nicht warm werden. Besser ist es, man legt sie in eine Grube oder in ein Faß und schüttet so viel Wasser darauf, daß sie hinlänglich bedeckt sind. Nachdem nun diese Felle nach diesen beiden Angaben verpackt sind, bleiben sie so lange liegen

oder stehen, bis die Wolle sich löset. Dann werden die Felle auf der Woll- und auf der Fleischseite rein gewaschen und hierauf nach bekannter Weise die Wolle abgemacht. Man kann auch nach dem Auswaschen die Felle auf dem Hofe, Boden oder auch im Zimmer etwas nachtrocknen, damit die Wolle nicht so naß und locker auf dem Trockenboden gebracht wird, jedoch ist dies sehr gefährlich, weil das geringste Trocknen der entblößten Stellen sofort Trockenstellen gibt, welche nie wieder vertilgt werden können. Ebenfalls darf man keine Felle anschwöden, welche schon die Wolle lassen, was sehr oft vorkommt und gewöhnlich vom schlechten Auftrocknen herrührt; denn diese Stellen sind ebenfalls nicht wieder zu vertilgen. Beim Giften schadet es deßhalb nicht so viel, weil diese Stellen sich erst durch die Länge der Zeit entwickeln. Diese Felle nun, welche, wie ich oben bemerkt, die Wolle schon vor dem Anschwöden lassen, nimmt man zum später beschriebenen Abschmoren.

Die Felle, welche auf diese Weise abgemacht sind, vorzüglich wenn sie in Wasser gesetzt, geben eigentlich das kernigste Leder. Auch wird diese Wolle von verschiedenen Tuchfabrikanten nicht so gern genommen, als die von der zu beschreibenden Methode gewonnene. Jedoch andere begehren nur auf diese Weise abgemachte Wolle. Anzunehmen ist schon die Meinung, daß diese Wolle durch die Kalktheile, welche sich, obgleich auf der Fleischseite bestrichen der Wolle mittheilt, härter ist, auch daß der Kalk, mehr die fetten Theile, welche die Wolle enthält, verzehrt und deßhalb an Gewicht verliert. Bedeutend ist es aber keineswegs. Bei der abgegifteten Wolle sowohl als bei der angeschwödeten ist besonders darauf zu achten, daß dieselbe auf dem Trockenboden oft gut mit den Händen oder mit sonstigen passenden Werkzeugen durchgeschlagen oder geklopft wird, weil solche Wollen, welche zu naß auf dem Boden gekommen, alsdann, wenn dieses Klopfen oder Schlagen versäumt ist, nicht schön weiß und locker werden.

3. Das Schmoren der Wollfelle.

Die hiezu bestimmten Felle werden ebenfalls eingeweicht, gestreckt und wieder eingeweicht, hierauf auf einen Bock geschlagen, damit das Wasser etwas abläuft, dann rein gewaschen und wieder gut ablecken oder ablaufen lassen, dann, wie schon erwähnt, zusammen genommen (die Wolle nach außen) und bei warmem Wetter oder Sonnenschein auf dem Hofe, bei Kälte aber im Zimmer aufgehängt. Der Zweck ist, daß die Wärme recht durchdringt und die Wolle löset; ferner trocknet dadurch schon die Wolle, und es ist deßhalb gut, beim Zusammennehmen die Felle zu schütteln und zu schwenken, dadurch wird die Wolle locker. Jedoch dürfen die Seiten der Felle nicht zu stark trocknen, weßhalb man das folgende Fell immer auf die Seiten der vorhergehenden hängt, sonst werden die Stellen hart und die Wolle wird wieder fest. Verschiedene Sorten lassen die Wolle leicht, sobald nur irgend die Wärme durchgedrungen. Ist dies aber nicht

der Fall, so legt man die erwärmten Felle auf einen Haufen. Sobald diese nun inwendig warm sind, werden sie umgelegt, so daß die kältern Theile oder ganze Felle in die Mitte kommen. Jedesmal sucht man diejenigen, welche die Wolle lassen, aus zum Abmachen; es ist aber ja darauf zu achten, daß die Felle nicht zu heiß werden und verderben. Bei heißem Sonnenschein muß man dieselben, wenn sie im Hofe trocknen, fleißig umhängen, denn die Sonne brennt durch die Wolle das Fell entzwei. Man hat diese Erfahrung schon im Februar gemacht. Sobald nun die Felle die Wolle lassen, wird dieselbe vermittelst eines Stockes oder Keiles oder durch Zupfen mit den Händen abgemacht, aber vorsichtig, weil die Narbe leicht sprengt. Da auf diese Weise die Wolle schwerer abzumachen ist, wie bei den vorhergehenden Methoden, so schneidet man die Wolle von den Stellen, wo diese durchaus nicht lassen wollen, mit der Scheere ab.

Eine andere Art zum Abschmoren ist die folgende; dieselbe wird jedoch nicht angewandt. Ueberhaupt, wenn es irgend sein kann, ist das Giften und Anschwöden besonders zu empfehlen; sei es denn, daß die Felle die Wolle leicht lassen. Wenn die Felle gehörig geweicht und gewaschen sind, hängt man sie auf einen Bock zum möglichst trocknen Abtropfen. Dann legt man sie auf einem Haufen. Es wird nämlich das erste Fell so, daß die Fleischseite genau auf die Fleischseite des untersten Felles zu liegen kommt, Kopf auf Kopf und Schwanz auf Schwanz gelegt. So werden nun sämmtliche Felle aufgehäuft und gut mit alten Plahen oder Säcken bedeckt. In diesem Zustande läßt man sie so lange liegen, bis sie warm werden. Gewöhnlich sind es zuerst verschiedene Stellen, welche in Hitze kommen, deßhalb untersucht man den Haufen genau. Sind schon verschiedene Stellen gehörig warm, so häuft man die Felle um, aber stets Fleischseite auf Fleischseite; doch so, daß die warmen Stellen oder Felle auf die kalten kommen und dadurch die kalten mit erwärmen. Sobald dann erst die Wärme in den Fellen ist, muß öfter danach gesehen und umgelegt werden widrigenfalls solche leicht verderben. Diejenigen, welche die Wolle lassen, werden sofort abgemacht und die Wolle getrocknet. Uebrigens ist die Wolle auf diese letztere Weise abgemacht nicht so schön, als dieselbe verlangt wird; es sei denn, daß es Felle sind, welche die Wolle sehr leicht lassen.

Hiemit ist nun das Wollenabmachen auf verschiedene Weise angegeben. Felle ohne Wolle oder geschorene werden nur einfach eingeweicht, gestreckt, wieder eingeweicht und gespült und kommen dann in den Aescher. Die kurze Wolle, welche dann nach dem Aeschern abgehaart wird, wäscht und trocknet man eben so, wie die Haare der Häute und sonstigen Felle. Die abgeschmorten Felle sofort nach dem Wollabmachen in den Aescher kommen, weil diese nicht so sehr der Luft ausgesetzt werden dürfen. Die abgeschmorten Felle werden nach dem Abmachen in reines Wasser geworfen, damit die unreinen und faulen Theile sich lösen, den andern Tag rein gespült und in den Aescher gethan.

Das Scheeren und Putzen der zu Sohlleder bestimmten Häute.

Das Scheeren ist bei der Gerberei diejenige Arbeit, welche besonderes Geschick erfordert. Vermittelst einer scharfen Klinge werden dadurch alle Fleisch- und Fetttheile von der Haut getrennt, so daß blos das wirkliche Leder verbleibt.

Es wird diese Arbeit in vielen Gerbereien mit dazu hergerichteten Sensenklingen verrichtet. Wer sich damit eingearbeitet hat, dem gelingt es schon eine saubre Arbeit zu leisten; aber bei Weitem besser arbeitet es sich bei anderthalb Fuß langen und anderthalb Fuß breiten etwas federnden Klingen, sowohl bei deutschen als auch bei amerikanischen Häuten.

Man lege auf einem halbrunden, glatten Baum (Scheerbaum) von $1\frac{1}{4}$ Fuß Breite eine Haut auf, das Schildtheil nach unten, scheere mit der Klinge so breit, wie der Baum ist, und so lange herunter als man reichen kann, ab; diese Haut bildet die Unterlage, welche man hernach mit einer fertig geschorenen ersetzt. Die nun zu scheerende Haut lege man den Kopf nach unten auf den Baum und scheere vom Schild nach dem Kopfe zu, so breit, wie der Baum ist, und nehme den Kopf mit; dann scheere man beide Seitentheile, wende um und scheere das Schildtheil. Die Klinge halte man in gerader Richtung, führe den Zug von der linken zur rechten Hand und gewöhne sich Spahn zu halten, d. h. den oben angefangenen Schnitt so lange fortzuführen, als man mit den Armen ausreicht, ohne daß der Spahn durchschnitten wird.

Auf solche Weise arbeitend, kann so leicht kein Schaden geschehen, wenn man sich nur davor stets in Acht nimmt, daß kein Scheerspahn dazu komme.

In manchen Gerbereien falzt man die kernigen Theile der Wildhäute, was (wird es mit Geschick ausgeführt) nicht zu verwerfen ist. Zur Beseitigung der Schlächterschnitte, welche man mit der Klinge beim Scheeren nicht gut entfernen kann, ist es sogar vortheilhaft den Falz dazu anzuwenden.

Wässerung nach dem Scheeren in fließendem Wasser.

Auf diese Wässerung oder Weichung kommt sehr viel an, ja ich möchte wohl behaupten, sie hat den größten Einfluß auf die ganze Gerbung. Wer diese Wässerung gut versteht, wird auch gewiß ein gutes Leder liefern.

Nach dem Scheeren bringe man die Häute in sehr reines Wasser. Ist man genöthigt, sie in einen Fluß zu bringen, so wähle man einen Ort, wo keine oder sehr wenig Strömung ist, schlage eine Stange in den Grund fest ein, natürlich nicht in der Mitte des Flusses, denn da könnte sie nicht befestigt werden, sondern am Ufer, vielleicht an einer sogenannten Verschaalung oder Schöppe. An diese Stange, welche wohlverstanden, senkrecht steht, reihe man die Häute, eine nach der andern, je durch ein Ohrloch an, setze sie einzeln breit auf den Wind ein und stoße sie an der Stange entlang nach dem Grunde, wirke aber zugleich dahin, daß die Haut eine breite Lage erhalte. Ist das Wasser tief, so können wohl zwanzig Stück übereinander gehängt werden; die Stange steckt man dann oben, wo sie über dem Wasser steht, durch eine Strippe, welche am Ufer oder der Schöppe befestigt ist.

Sind nun die Häute auf diese Weise in den Fluß gebracht, so ist es unbedingt nöthig, daß sie täglich zweimal aufgespült werden; man ziehe bei dieser Arbeit jede einzeln vermittelst eines Hakens an der Stange in die Höhe, spüle sie gut ab und schlage sie auf; dann setze man sie wie schon oben bemerkt, wieder ein.

Wässerung der Häute im Weichkasten.

Ist eine Gerberei an einem Bache oder einer Wasserleitung befindlich, so hat man mehrentheils schon bei deren Anlage Bedacht auf Anlegung von Weichkasten genommen; diese sind so eingerichtet, daß das Wasser hinein und auch wieder heraus gelassen werden kann; sind von Stein, auch zuweilen von Holz angefertigt. Wo solche Einrichtung besteht, ist sie zur Sohllederei von größtem Vortheil.

Nach dem Scheeren werden die Häute in den Weichkasten eingebracht, in welchen erst frisches Wasser eingelassen worden. Nach Verlauf von zwölf Stunden schlägt man sie auf und läßt das Wasser ab, läßt sie aber sogleich wieder vollaufen und setzt die Häute sofort wieder hinein. Täglich müssen sie zweimal aufgeschlagen werden, so auch täglich frisches Wasser erhalten. Man versäume dies ja nicht, sonst kann leicht die faule Weiche sich einstellen. Unter fauler Weiche ist eine solche zu verstehen, in welcher die Häute schlaff werden (verfallen). Sie findet statt, sobald das Wasser einen widerlichen Geruch annimmt, dahingegen die frische oder gesunde Weiche stets geruchlos ist, die Häute einen festen Griff im Kern bekommen und sich auf der Narbenseite glatt anfühlen.

Wie lange soll man die Häute nach dem Scheeren weichen lassen, oder woran ist zu erkennen, daß sie sich zum Putzen eignen.

Haben die Häute nach dem Scheeren einige Tage, vielleicht auch drei bis fünf (es kommt dabei viel auf die Temperatur des Wassers an), geäschert, dann untersuche man, ob sie zum Putzen geeignet seien. Dies erkennt man erstlich daran, wenn sich das nach dem Peelen stellenweise festheftende feine Häutchen (Knies) durch den Fingernagel (wenn man mit solchem daran kratzt) leicht ablöst, zweitens daran, daß, sobald man mit den Fingern auf der Narbenseite eindrückt, die Druckstellen sichtbar bleiben. Bei jedem Aufspülen ist es daher nöthig, besonders hierauf Acht zu haben.

Das Putzen.

Befinden sich die Häute in dem angedeuteten Zustande, so schreite man zum Putzen. Dies geschieht mit einem wenig abgestumpften Streicheisen mit scharfer Ecke auf einem etwas breiten Baume, auf welchem man sechs bis zehn Stück Häute aufbreitet (aufbäumt). Man streiche mit dem Eisen nicht zu kräftig, und zwar Strich bei Strich, putze dann auch wenn Fließhaare darauf sitzen, mit einem scharfen Messer nach.

Wenn sich bei dieser Arbeit der Haarentwicklungsschleim (Grund) leicht löst, so daß er beim Streichen sichtbar herausfließt, haben die Häute schon eine gute Weiche erlangt.

Die letzte Wässerung vor dem Einbringen in die Farben.

Sind nun die Häute so behandelt, wie wir bisher erklärt, und hat sich beim Putzen gezeigt, daß der Kern festen Griff hat, die Narbenseite sich aber weich anfühlt, das Angreifen mit der Hand bemerkbar bleibt, so sind sie erweicht.

Selten hat man nöthig sie von jetzt an über zwölf Stunden im Wasser zu belassen.

Der Beweis, daß sie zum Abfärben vollkommen geeignet seien, stellt sich dadurch am Besten heraus, wenn bei dem Daraufhinstreichen mit den Fingern die Striche als Eindrücke sichtbar bleiben.

Die ganze Wässerung der Häute nach dem Peelen wird bei einer Wasserwärme von sechs bis acht Grad Reaumur acht bis zehn Tage beanspruchen.

Die Bereitung der Gesundheitssohlen.

Man nehme eine nicht zu dicke ungeleimte Pappe (sogenannte Schrenzpappe), befestige dieselbe durch Nägel auf eine Tischplatte oder ein Brett, und bereite sich eine heiße, mäßig konzentrirte Leimlösung, der man auf das Pfund trockenen Leims 1 Loth saures chromsaures Kali (rothes chromsaures Kali des Handels) zugesetzt hat; die Leimlösung wird heiß mittelst eines breiten Pinsels auf die Pappe gleichmäßig aufgetragen, und dies nach dem jedesmaligen Erkalten des Aufgetragenen so lange wiederholt, bis sich eine Lage Leim, nachdem sich ein Theil davon in die Pappe gezogen, auf derselben bemerkbar macht, die getrocknet die Dicke einer Linie haben kann. Gleich, nachdem die letzte Lage der Leimlösung aufgetragen worden, streut man kurz geschnittene Schafwolle oder Wollenstaub auf, und läßt Alles in trockener, nicht zu warmer Luft langsam austrocknen; aus den auf diese Weise bereiteten Platten schneidet man nach der Größe des inneren Schuhraumes die Einlegesohlen. Der anzuwendende Leim muß von der besten Art sein und darf mit dem Wasser, in welchem er aufgelöst wird, nicht zu lange kochen, da er sonst die Eigenschaft annimmt, getrocknet und leicht angefeuchtet, zu kleben; der Zusatz von saurem chromsaurem Kali wirkt nicht allein fäulnißwidrig, sondern benimmt außerdem dem Leime die Klebfähigkeit im kalten Zustande. Dennoch behält ein solcher Leim die Eigenschaft, eine große Menge Feuchtigkeit aufzunehmen und ohne Veränderung seiner chemischen Zusammensetzung und äußeren Beschaffenheit wieder auszutrocknen. Die Wirksamkeit der beschriebenen Sohlen ist leicht zu erklären: die feuchten Dünste werden von den Sohlen aufgenommen, und die Füße bleiben daher trocken und warm; je nachdem man leicht zu kalten Füßen geneigt ist, wird es nun nöthig sein, die Einlegesohlen zu wechseln und die abgelegten an geeigneten Orten zu trocknen und dann wieder zu verwenden; sie haben in vielen Fällen ausgezeichnete Wirksamkeit bewiesen. Die Gesundheitssohlen von Tübing in Köln sind durch eine Harzmasse chemisch präparirt, so daß sie jede ungesunde Ausdünstung der Erde von den Füßen abhalten. Diese ungemein weichen Haarsohlen werden in den Strumpf gelegt, so daß der Fuß die Harzmasse betritt, um jeden schädlichen Eindruck der Witterung zu hindern, um hiedurch viele Krankheiten zu verhüten; da das Harz durch seine Ausdünstung

eine unreine Schweißmasse vom Körper absondert, so sind sie daher bei zurückgebliebenem Fußschweiß als Vorbeugungs- und Linderungsmittel gegen Schnupfen, Husten, Kopf- und Zahnschmerzen, Rheumatismus, Hämorrhoiden, Gicht ꝛc. besonders zu empfehlen. Wenn man 3 Paare zum Wechseln nimmt, so hat man die richtige Wechselzahl. Die Sohlen sind so dünn, daß sie in den engsten Damenschuhen zu benutzen sind.

Die Fabrikation des Maschinen-Riemenleders.

Die Gerbung dieses Leders ist die des Sohlleders. Die Zurichtung desselben ist der des Vache-Leders ziemlich gleich. Es unterscheidet sich von letzterem bloß dadurch, daß es, weil es eben zu Riemen gebraucht wird, milder, weicher sein muß. Dieß erreicht man durch stärkeres Einschmieren.

Wähle dazu starke, egale Ochsenhäute aus und schmiere sie zweimal gut ein, nämlich beim ersten Trocknen vor dem Zurichten, das zweite Mal nach dem ersten Plattstoßen. Hierzu nimm eine dickflüssige Schmiere, gemischt aus Thran und Talg.

Beim Plattiren dehne nicht nach den Seiten, vielmehr vom Kopfe zum Schwanze mit der Stoßplatte stark aus, damit sich die daraus zu schneidenden Riemen beim Gebrauche ausziehen können.

Maschinenriemen-Leder mit Talgeinlaß.

Dieses Leder erlangt, vermöge Einlassens mit Talg, die vorzüglichste Eigenschaft, daß es sich nie während des Gebrauches verhärtet, sogar dann nicht, wenn der daraus geschnittene Riemen, wie es bisweilen vorkommt, durch Wasser gehen muß. Die Gerbung dieses Leders ist ebenfalls die des Sohlleders. Erforderniß ist besonders, daß es sehr vollständig ausgegerbt sein muß.

Sind die Häute in Hälften getrennt, so spüle den Loh ab, stoße sie aus und trockne sie.

Sollen sie nun mit Teig eingelassen werden, so rolle die Hälften, den Narben nach Innen, binde die Rollen zusammen, trete oder schlage mit dem Schlägel, damit sie sich auflockern, um zur Aufnahme des Talges geeigneter zu werden. Dann bringe sie in große Wärme, ist es Winter, in ein Zimmer von mindestens 35 Grad Reaumur. Im Sommer breite man sie in heißen Sonnenschein.

Mittlerweile schmelze in einem tragbaren Kessel reinen Talg, am besten Rindstalg, setze ihn, wenn er 60 Grad Hitze erlangt hat, auf die Tafel, auf welcher man einlassen will, oder, besser, ein Gestell, welches an die Tafel anreicht, über ein Kohlenbecken, damit sich die Hitze gleichmäßig erhalte.

Jetzt nimm jede Hälfte, so erwärmt, einzeln auf die Tafel, tunke eine langborstige Bürste in den heißen Talg ein und tränke damit die

Haut so vollständig, daß er sie ganz durchdringt, der auf die Fleischseite aufgetragene heiße Talg nämlich auf der Narbenseite sichtbar wird. Bei den Dünnungen und den schwächeren Stellen trage auch schwächer auf. Sollte Talg auf der Haut verhärtet stehen geblieben sein, so laß ihn bei heißem Sonnenschein oder an einem Ofen vollständig einziehen; wenn aber die Haut schon davon durchdrungen ist, was man auf der Narbenseite erkennt, so suche ihn auf andere Art zu entfernen. Die mit Talg eingelassenen Häute, welche dadurch ein dunkles, schlechtes Aussehen erhalten haben, werden jetzt in ein Gefäß untergebracht, darin mindestens vierundzwanzig Stunden aufgeweicht, dann auf den Baum genommen und der auf der Fleischseite noch anhaftende Talg mit einem stumpfen Eisen entfernt; wieder in das Wasser gethan, wird dann jede einzeln herausgenommen, auf eine Tafel gebreitet, einen halben Zoll hoch entgerbter Loh darauf gestreut, zusammengerollt, zugebunden und mit dem Schlägel so lange geschlagen und dabei gewendet, bis die Haut, welche durch das Einlassen eine schwarzbraune Farbe angenommen hatte, wieder hell erscheint und Mildigkeit erlangt hat.

Spüle dann den Loh ganz rein davon ab, schlage nochmals und lege die so behandelten Hälften auf die Seite; dann plattire mit der Stoßplatte, verfahre übrigens auf dieselbe Weise wie bei gewöhnlichem Maschinenriemen-Leder, was schon vorstehend genügend erklärt worden ist.

Sollten sie beim Schlagen trocken sich anfühlen, so tunke sie öfters in Wasser ein; übrigens rathe ich, diese Arbeit von zwei Personen ausführen zu lassen, weil sie für eine zu ermüdend sein würde.

Die Bearbeitung dieses Leders ist freilich sehr mühevoll, aber auch lohnend. Man erlangt die darauf verwendeten Arbeitskräfte doppelt bezahlt, weil dieses Leder durch den hineingebrachten Talg wesentlich mehr Gewicht erlangt, auch theurer bezahlt wird.

Corduan-Bereitung.

Der Corduan soll von den Mauren in der spanischen Stadt Cordova erfunden worden sein, von woher auch sein Name abgeleitet ist.

Den besten bezieht man aus der Levante, doch auch Spanien, Frankreich und Ungarn liefern denselben in besonderer Güte.

Auch Leipzig, Danzig und Lübeck leisten in der Corduanfabrikation Rühmenswerthes.

Man fertigt denselben aus Bock-, Ziegen-, Hunde- aber auch aus Schweinfellen, am gesuchtesten ist jedoch der aus Ziegen-Fellen bereitete.

Als Gerbematerial werden Eichenlohe, Galläpfel oder Sumach angewendet.

Am häufigsten wendet man bei Vorrichtung der Felle folgendes Verfahren an:

Hat man die Felle im Wasser gereinigt, nachdem solche gehörig ausgestrichen, und im Kalkäscher enthaart sind, so wässert man solche noch circa 8—10 Tage in oft erneutem frischen Wasser gehörig aus, indem man sie von Zeit zu Zeit mit den Füssen durchstampft.

Dann bereitet man ihnen aus Wasser und weißem Hundekoth ein milchlaues Bad und dann noch ein anderes aus Wasser und Weizen-Kleie.

Nach diesem reinigt man solche und reibt dieselben, nachdem man sie gehörig ausgepreßt hat, mit Kochsalz ein, hierauf erhalten sie ein drittes Bad aus Wasser und Feigen.

Dann erst werden sie gefärbt und gegerbt, und zwar werden diejenigen, die man schwarz färben will, zuerst gegerbt und dann gefärbt. Bei den andern Farben aber wird die Gerbung zuletzt vorgenommen.

Die Färbemethoden stimmen meistens mit denen des Saffians überein.

Im südlichen Rußland, besonders in der Krim, wird der Grund zu jeder Farbe mittels jährigem Beifuß (Artimisa annua) auf die Felle gesetzt, dem sie beim Rothfärben Cochenille und Alaun beimischen.

Auf der Insel Cypern wird die rothe Färbung auf folgende Weise etriebe n.

15 Pfund Alaun werden in 2 Centner Wasser aufgelöst, und die Felle nach dem Feigenbade und in Partien von circa 50 Stücken durch diese Auflösung, die jedoch nur milchwarm sein darf, gezogen, und dann gefärbt.

Die dazu benöthigte Farbe wird auf folgende Weise hergestellt.

Man kocht 50 Pfund fein gepulverten Kermes in 24 Pfund Wasser so lange bis ohngefähr der sechste Theil verdunstet ist. Während des Kochens rührt man 10 Loth gepulverten Alaun hinein, zuletzt seihet man das Ganze durch.

Mit dieser Farbe werden die auf einer Tafel ausgebreiteten Felle gleichmäßig mittels eines Baumwollenläppchens circa 4—5 Mal angestrichen, und zuletzt in eine Gerbbrühe aus Sumach oder Galläpfeln und Wasser gebracht.

Beim Schwarzfärben nimmt man zum Gerben Eichenlohe.

In Siebenbürgen, Ungarn und der Bukowina besteht die Farbbrühe beim Rothfärben in einem Absud von wilden Apfelbaumblättern und Dosten (Origanum vulgare) auch die Behandlung ist eine andere, man pflegt nämlich dort je 2 Felle, die Narbenseite nach Innen gekehrt, sackähnlich zusammen und schüttet die Farbe hinein, dann schüttelt man so lange bis sich diese allenthalben angelegt hat.

Nach dem Gerben sind die Felle gehörig auszustreichen, und im Schatten aufzuhängen. Bevor solche vollkommen trocknen, reibt man sie auf der Narbenseite mit Sesamöl ein und hängt sie wieder in den Schatten.

Nach völligem Austrocknen falzt man sie auf der Fleischseite, und krispelt sie auf der Narbenseite oder läßt sie auch glatt.

Soll der Corduan rauh erscheinen, so werden die Narben gleich nach dem Enthaaren mit einem stumpfen Messer abgestoßen.

Leder in mehreren Farben zu lackiren.

Das Lackiren des Leders, d. i. das Ueberziehen desselben mit einem farbigen und glänzenden Firniß, bezweckt, dem Leder sowohl ein schönes Ansehen, als auch mehr Wasserdichtigkeit zu geben, und wird hauptsächlich bei allerlei Riemenwerk zu Kutschen, Pferdegeschirren, Degenkoppeln und dergl. in Anwendung gebracht.

Es sind jedoch nicht alle Lackfirnisse für diesen Zweck geeignet, sondern nur diejenigen, welche eine gewisse Elasticität besitzen und biegsam genug sind, um durch die stete Bewegung, welcher das Leder meistens ausgesetzt ist, weder abzuspringen, noch Risse zu bekommen. Diese empfehlenden Eigenschaften aber kann man den Firnissen nur dadurch ertheilen, daß man zu ihrer Bereitung ein gut gereinigtes, d. i. von allen wässerigen und schleimigen Theilen sorgfältig befreites Leinöl verwendet. Unter den mit solchem Leinöl dargestellten Firnissen muß man aber, für obigen Zweck, wieder dem Kopal-Firniß den Vorzug geben.

Acht Loth Kopal werden grob gestoßen, wie Zuckererbsen, und in ein hart gebranntes und gut glasirtes irdenes Geschirr gebracht, welches 6 bis 8 Zoll in der Höhe und 4 Zoll in der Weite hält. Hat man den Kopal mit etwas Terpentinöl, so viel als nöthig ist, um nur angefeuchtet zu sein, benetzt, so verschließt man das Gefäß mit einem wohlpassenden Deckel und bringt es in ein Kohlenfeuer. Wenn der Kopal ungefähr 10 bis 12 Minuten geschmolzen hat, hebt man den Deckel vom Geschirre ab und rührt mit einem hölzernen Spatel den in Fluß gebrachten Kopal mehrmals um, und zwar so lange, bis man bemerkt, daß sich derselbe völlig aufgelöst hat. In einem zweiten, gleich hohen und weiten irdenen Gefäße muß man ebenfalls auf einem Kohlenfeuer 16 Loth Leinöl-Firniß in Bereitschaft haben, welcher auf sechs Maß Leinöl mit

3 Loth klar gestoßenen, gebrannten Schafbeinen (thierische Kohle),
2 Loth weißem Enziam (Hundekoth),
3 Loth Silberglätte (Bleiglätte),
2 Loth gebranntem Fischbein,
4 Loth englischem Bleiweiß,

4 Loth Mennige und
2 Loth Umbra,
in einen Beutel locker gebunden und schwebend in das Gefäß gehängt, gekocht worden ist.

So wie dieser Leinölfirniß bis zum Kochen erhitzt ist, wird er ganz langsam, unter beständigem Umrühren mit dem Spatel, dem aufgelösten Kopale beigemischt; denn es ist Haupterforderniß, daß der Kopal und der Oelfirniß in der größten Hitze mit einander vermischt werden, weil außerdem keine Vereinigung beider Substanzen stattfindet. Auch kann man, wenn der Oelfirniß zugegossen wird, 3 Mal absetzen und dazwischen mit dem hölzernen Spatel die Masse recht durchrühren; jedoch muß Alles dieses mit der größten Geschwindigkeit geschehen. Nach Verfertigung dieses Kopalfirnisses lasse man die größte Hitze verfliegen und mische ihm noch 4 Loth erwärmtes Terpentinöl, unter beständigem Umrühren mit dem hölzernen Spatel, bei. Endlich wird dieser gefertigte Kopalfirniß, so lange er noch heiß ist, durch eine dichte Leinwand in gläserne Flaschen filtrirt und gegen alle Unreinigkeiten gut verwahrt.

Die Bereitung des schwarzen japanischen Lackes.

Erste Vorschrift: Man nimmt gebrannten Umbra 4 Unzen, echten Asphalt 2 Unzen, gekochtes Oel 2 Quart. Man löst den Asphalt mit Hülfe der Wärme in einer kleinen Portion des Oeles auf, setzt die gebrannte Umbra zu, die man in Oel abgerieben hat, und dann das übrige Oel; mischt, läßt kalt werden und verdünnt mit Terpentinöl. Dieser Lackfirniß ist sehr biegsam.

Zweite Vorschrift: Man nimmt Schellack 1 Theil und Holznaphta 4 Theile, löst auf und färbt mit Lampenschwarz. Dieser Lack ist unbiegsam.

Die Bereitung des weißen Lederlackes.

Man reibt Bleiweiß mit weißem, d. h. recht hellem Leinölfirniß ab und trägt es 2 Mal hintereinander auf; dann reibt man feines Kremser Weiß zuerst mit Wasser, nachdem es trocken ist, aber mit weißem Kopalfirniß ab und trägt diesen Lack 3 bis 4 Mal auf. Das Schleifen des Leders wird, wie bereits beschrieben, verrichtet.

Die Bereitung des rothen Lederlackes.

Man reibt feinen Florentiner Lack oder Kugellack mit reinem Kornbranntwein recht fein ab, trocknet ihn in kleinen Häufchen auf reinem Papier und bewahrt ihn sorgfältig vor Staub. Ist die abgeriebene Farbe an einem schattigen Ort in freier Luft ganz ausgetrocknet, so reibt man sie mit Kopalfirniß zum zweiten Mal so fein als möglich, bringt sie in ein reines Gefäß und verdünnt sie zum Auftragen.

Man pflegt auch wohl den ersten Auftrag mit Kugellack zu machen, der mit Terpentinöl gut abgerieben worden. Der zweite Auftrag

geschieht alsdann mit Kugellack, der mit Kopalfirniß abgezogen ist. Den Kopalfirniß dazu bereitet man in der Art, daß man einen Theil Kopal in 2 Theilen Terpentinöl auflöst und der Auflösung eben so viel Leinölfirniß zusetzt.

Die Bereitung des hellrothen Lederlackes.

Man reibt das Leder mit Leinölfirniß ab und gibt ihm dann eine aus rothem Lack und Bleiweiß zusammengesetzte Grundfarbe. Das Auftragen geschieht 2 Mal; jedoch wird dann dieselbe Farbe, mit Kopalfirniß abgerieben, angewendet; zur oberen Decke wählt man mit Kopalfirniß abgeriebenen Zinnober. Das Schleifen und Poliren wird auf die bereits beschriebene Art verrichtet.

Die Bereitung des blauen Lederlackes.

Zur Darstellung dieser Farbe gibt man dem Leder erst einen weißen Grund, mit Leinölfirniß abgerieben. Dann löst man 3 Loth gutes, zu ganz feinem Pulver gestoßenes Berlinerblau mit 5 Loth Vitriol in einem porzellanenen Gefäß auf, und wenn dies geschehen ist, gießt man eine hinreichende Menge heißes Wasser hinzu, läßt die Masse einige Stunden stehen, gießt hernach die wässerige Flüssigkeit ab, kaltes Wasser darauf und wiederholt dieses Verfahren so lange bis die Farbe völlig aufgesüßt ist. Diese wird dann getrocknet und nach der Trocknung mit dem oben gedachten Kopalfirniß abgerieben und gehörig verdünnt.

Setzt man dem Berlinerblau etwas Bleiweiß oder auch Kremserweiß zu, so fällt die Farbe hellblau aus. Mischt man zu dem Berlinerblau zu gleichen Theilen Kugellack und Florentiner Lack, so erhält man eine veilchenblaue Farbe.

Auch feines Bergblau mit starkem, aber ungefärbten Kornbranntwein so schnell wie möglich abgerieben, dann in kleinen Häufchen auf einer Glastafel getrocknet, hierauf wieder mit Kopalfirniß abgerieben, gibt eine schöne blaue Farbe, die man durch einen Zusatz von Bleiweiß nach Gefallen lichter machen kann.

Die Bereitung des grünen Lederlackes.

Man nimmt krystallisirten Grünspan, reibt denselben mit Leinölfirniß zu einer feinen Masse, verdünnt diese wiederum mit Leinölfirniß und bestreicht mit dieser grünen Oelfarbe mittelst eines steifen Borstenpinsels ein schönes weißgahres, auf ein gerades Brett aufgespanntes Leder, welches frei von Fettflecken ist, so gleichmäßig wie möglich. Ist dieser erste Anstrich trocken, so gibt man einen zweiten, dessen Farben mit Kopallack versetzt sind. Man wiederholt diese Anstriche so oft, bis das Leder den gewünschten Glanz bekommen hat.

Will man die Farbe hellgrün haben, so braucht man nur unter die soeben beschriebene Oelfarbe auf dem Reibsteine etwas gutes englisches Bleiweiß oder auch Kremserweiß zu mischen.

Eine andere grüne Lackirung erhält man durch echtes Braunschweiger Grün, mit etwas englischem Bleiweiß versetzt.

Noch eine andere entsteht durch Schüttgelb und Berlinerblau.

Die Bereitung des lederfarbenen Lederlackes.

Um diese Farbe darzustellen, erhält das Leder erst eine Grundfarbe von Ocher und Bleiweiß mit Leinölfirniß, welche nach dem Trocknen abgeschliffen wird. Nachdem man die Farbe vom ersten Auftrag abgerieben hat, kann während des Abreibens auch noch Bolus zugesetzt werden. Zuletzt gibt man einen Zusatz von Casseler Gelb, mit Kopalfirniß abgerieben. Das Schleifen dieser Farbe und das Poliren verrichtet man nur dann, wenn es nöthig ist. Der Lack eignet sich vorzüglich zu Stiefelstolpen.

(Andere Anstriche für Stiefelstolpen findet man zu Anfang des nächsten Abschnittes angeführt.)

Die Bereitung des gelben Lederlackes.

Für diese Farbe nimmt man in der Regel weißes Leder. Man richtet es mit einer aus Gelbholz, Kalilauge, Cochenille und Alaun durch sechsstündiges Kochen in einem kupfernen Kessel zubereitete Farbvor. Die Farbenbrühe wird durch Leinwand geseihet; dann färbt man das Leder damit. Nach dem Färben wird der Kopallack aufgetragen.

Soll zu der Lackirung anderes als weißes Leder verwendet werden, so gibt man demselben eine Grundfarbe aus hellem Ocher und aus Bleie weiß, die man mit Firniß aufträgt. Der zweite Auftrag derselben Farbe ist mit Kopalfirniß verdünnt, worauf die Decke geschliffen wird. Endlich gibt man dem Leder einen Ueberzug von Kasseler Gelb, mit Kopalfirniß abgerieben, der 3 Mal aufgetragen wird. Hierbei findet ein doppeltes Verfahren statt:

1. Man färbt entweder das Leder vor der Lackirung mit einer guten gelben Beize und trägt dann erst einen hellen Lackfirniß von Bernstein oder Kopal auf.

2. Oder man reibt Kasseler Gelb zuerst mit reinem Flußwasser ab, trocknet es in kleinen Häufchen und reibt es hierauf nochmals mit Lackfirniß und zwar so fein als nur immer möglich ist.

Man kann auch durch Neapelgelb mit Terpentinöl, oder durch Rauschgelb mit Harn oder Weingeist fein abgerieben, eine ausnehmend schöne gelbe Farbe darstellen.

Zu wohlfeilen gelben Lackirungen nimmt man feinen hellen Ocher, vermischt ihn mit feinem Bleiweiß und behandelt ihn auf dieselbe Weise.

Maroquinlederfärberei.

Schönes Karmoisinroth auf alaungares weißes Leder.

Ehe man das Leder färbt, wäscht man dasselbe mit Milch, dann kocht man

$^1/_4$ Pfund Fernambukspäne in
$1^1/_2$ Pfund Wasser und bringt
1 Quantum Weinsteinsalz

dazu, hierauf seiht man die Brühe durch Leinwand, reibt mit 2 Loth obiger Farbeflüssigkeit $1^1/_2$ Loth Cochenille ab und rührt dieselbe unter die durchgeseihte Brühe; wenn dies geschehen ist, gießt man allmählich so viel Branntwein hinzu, bis eine schöne Karmoisinfarbe erzielt ist. Erhöhen kann man dieselbe noch durch einige Tropfen Vitriolgeist. Mit dieser Tinktur wird das Leder bestrichen, die Farbe dringt schnell in dasselbe ein und bleibt dauerhaft.

Roth auf Leder.

Man löst zerquetschte Scharlachkörner in Weingeist auf, filtrirt und bestreicht damit das Leder.

Blau auf Leder.

Man feuchtet das Leder mit in Urin aufgelöstem Alaun an und färbt dasselbe mit durchgeseihtem Kornblumensaft.

Himmelblau auf alaungares weißes Leder.

Man reibt Berlinerblau mit etwas saurer Milch recht fein und läßt es in einem Teller einige Stunden lang stehen. Dann gießt man etwas Vitriolgeist und Zuckerwasser dazu, und nachdem Alles fleißig durcheinander gerührt ist, bestreicht man das aufgespannte Leder mit dieser Farbe vermittelst eines ungebrauchten Badeschwammes zu wiederholten Malen. Jedoch muß jeder Anstrich vorher trocken sein, bevor man den zweiten, dritten 2c. aufträgt. Vor jedem neuen Anstrich zieht man das Leder auf dem Stollen.

Saffiangelb auf Leder.

Man siedet 16 Loth feine Späne von der sauren Erbselenwurzel und 1 Loth gepulverte Curcuma in einem irdenen Gefäße mit Wasser ab. Dann seiht man die Brühe durch Leinwand und gießt einige Tropfen Scheidewasser dazu. Der Anstrich geschieht, wie vorhin angegeben worden ist. Mischt man dieses Gelb mit dem vorigen Blau, so erhält man ein schönes Grün.

Schwarz auf Leder.

Man kocht 4 Loth Eisenfeile,
2 Loth zerstoßene Galläpfel in
4 Pfund scharfen Weinessig
auf die Hälfte ein und seiht die Flüssigkeit durch. Mit der durchgeseihten Brühe wird das Leder bestrichen.

Rothe Lederfarbe auf Maroquin.

Die zu färbende Haut muß alaungar sein. Man nimmt vom Gummilack die holzigen Theile ab, pulverisirt ihn und bringt denselben nebst Galläpfeln, Alaun und etwas Cochenille in kochendes Wasser und läßt Alles so lange sieden, bis eine rothe Brühe erzeugt ist. Der Anstrich geschieht, wie früher angegeben worden. Wenn das Färben vollständig geschehen ist, gibt man dem Leder schließlich noch einen Anstrich mit einem Wasser, welches mit weißen pulverisirten Galläpfeln abgekocht und durchgeseiht ist.

Kautschukfirniß für Saffian.

Man übergieße 8 Loth fein geschnittenen Kautschuk mit 2 Pfund Terpentinöl, lasse diese Mischung 2 Tage ruhig stehen, dann rühre man solche, noch 2 Pfund Terpentinöl zugießend, wohl durch einander und befördere die Lösung durch gelindes Erwärmen. Dann werden noch 4 Pfund weißer fetter Kopalfirniß und 3 Pfund gut gekochtes fettes Leinöl mittels Sandbad beigemischt und so lange darin gelassen, bis sich alle Stoffe wohl vereinigt haben.

Schwarze Farbe für Handschuhleder.

Um dem Handschuhleder eine schöne, dauerhafte, schwarze Farbe zu geben, bereite man sich folgende Beize:

Man löse 1 Loth chromsaures Kali in 1 Quart warmen Wassers auf und setze so lange (bis blaues Lakmuspapier sich nur noch schwach röthet) Potasche zu.

Damit befeuchte man mittels eines Schwämmchens das zu färbende Leder auf der Narbenseite und bestreiche es, wenn es etwas abgetrocknet ist, mit einer auf folgende Art bereiteten Farbbrühe.

1 1/2 Pfund Fesetholz,
2 Pfund geraspeltes Gelbholz und
2 Pfund gemahlenes Blauholz

werden in 3 Eimer Wasser 2 mal stark ausgekocht und dann durchgeseiht.

Die damit geschwärzten Felle werden endlich, in noch ziemlich feuchtem Zustande, mit folgendem Seifenleim behandelt:

2 Pfund Marseiller Seife werden in warmem Wasser zu einer leimartig zitternden Masse aufgelöst, dann rührt man circa 1 1/2 Pfund fein raffinirtes Rüböl so lange damit ab, bis keine Oeltropfen mehr sichtbar werden.

Durch letzteres Verfahren wird nicht blos die Feuchtigkeit aus dem Leder verdrängt und ihm Geschmeidigkeit ertheilt, sondern die vorher matte Farbe feurig gemacht.

Schaffelle in verschiedenen Farben zu färben.

Zu diesem Zwecke werden die Vließe vorerst in fließendem Wasser gehörig ausgewaschen und mit dem Schaber geschabt, dann werden sie auf einen Rahmen gespannt und auf die gewöhnliche Weise mit Sumach gegerbt.

Der Rahmen wird, damit das Vließ nicht etwa durch Druck Schaden leidet, auf ein Gestell, die Fleischseite nach oben gekehrt, aufgelegt,

und mit einer Abkochung von Sumach (auf 3 Maß Wasser 1 Pfund gerechnet) überschüttet und gehörig in die Haut eingerieben.

Ist nun diese Seite gehörig getrocknet, so kehrt man die Wollseite des Felles nach oben und wäscht solche nochmals mit einer starken alkolischen Seife und Wasser so aus, daß aller Schweiß, Schmutz und sonstige Unreinigkeiten vollkommen entfernt werden und dann in klarem Wasser ausgespült.

Nach abermaligem Trocknen wird die Gerbeoperation auf oben beschriebene Weise wiederholt und zuletzt die steife, harte Oberfläche mit Bimsstein weich und glatt gerieben.

Die Färbung in jeder beliebigen Wollfarbe geschieht nun, so lange das Fell noch aufgespannt ist, indem man es, die Wollseite nach unten gekehrt, in den Kessel taucht, und zuletzt den Ueberschuß der Farbe auswäscht.

Derlei zubereitete Vließe eignen sich besonders gut für Fußdecken, Fußsäcke, Schlittendecken ꝛc.

Lackirtes Leder glänzend zu erhalten

bediene man sich folgender Masse:

Reines weißes Wachs wird im Wasserbade geschmolzen, etwas Baumöl beigegeben. Hat sich beides wohl vereinigt, so fügt man Schweinschmalz hinzu, diese Mischung rührt man bei schwachem Feuer fleißig um und gießt zuletzt Terpentinöl und etwas Laventelöl hinzu.

Beim Gebrauch streicht man ein wenig von dieser Masse auf das Leder und reibt solches mit einem leinenen Lappen, bis es seinen Glanz wieder erhalten hat.

Es erhält dadurch auch Geschmeidigkeit und verhütet, daß solches Risse bekommt.

Das Hellmachen der Leder.

Das Leder, welches abgezogen oder heller gemacht werden soll, muß hauptsächlich gut gar sein, sonst ist das Abziehen sogar schädlich; wogegen es, wenn Alles nach Vorschrift gemacht wird, dem Leder durchaus nicht nachtheilig ist, sondern dasselbe schön und hell macht. Da es nun ausschließlich auf die Behandlung selbst ankommt, so soll dieselbe möglichst ausführlich hier beschrieben werden.

Man richtet zwei etwas flache und ungefähr 3—4 Fuß lange und ziemlich weite Gefäße her, schüttet in das erste einen halben Eimer voll kaltes Wasser und in das andere einen halben Eimer voll warmes Wasser, aber nicht heiß, fügt in dem ersteren Gefäße ungefähr 1 bis 2 Obertassen voll Schwefelsäure hinzu, im andern Gefäße ungefähr ein achtel Pfund Bleizucker, rührt beide Theile gut durch, damit hauptsächlich der Bleizucker sich gut auflöst.

Man nimmt nun die loh- oder schmackgaren Felle, welche zuvor im Wasser abgespült sind, der Länge nach zusammen, so daß die Narbenseiten sich auswendig befinden, zieht zuerst durch die Bleizuckerauflösung ein oder zwei Felle, so daß sie gleichmäßig fassen, einige Züge, und dann dieselben Züge durch die verdünnte Schwefelsäure, wiederum durch dieselbe Bleizuckerauflösung und durch die Schwefelsäure und so fort, bis die gewünschte Farbe da ist, jedoch stets zuletzt durch Schwefelsäure.

Sollen die Felle nicht so hell sein, so zieht man sie nur einmal durch Bleizucker und Schwefelsäure, oder nur allein durch Schwefelsäure. Die Bleizuckerauflösung muß etwas warm sein; Schwefelsäure wird aber stets mit kaltem Wasser verdünnt.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn beide Theile nicht mehr kräftig genug sind, solche frisch angesetzt oder nachgebessert werden müssen.

Einige vorzügliche Rathschläge und mehrere erprobte Mittel um Pelzwerk und trockene Felle und Häute vor dem Verderben zu schützen, sowie auch besonders vor Motten zu bewahren.

Hiebei hat man vor Allem Dreierlei zu beobachten:

1) solches vor chemischer Zersetzung — d. i. Fäulniß, Vermoderung, Verwesung zu bewahren,
2) alle Arten schädliche Insekten davon abzuhalten und etwa darin abgesetzte Larven derselben rechtzeitig zu zerstören und
3) zu verhüten, daß es abblüht, d. h. daß sein Ansehen leidet.

Um Rauchwaaren gegen Motten, Verwesung und Fäulniß zu präserviren, genügt es, dieselben, selbst schon vollkommen trocken, an einem trockenen Orte aufzubewahren.

Es ist dabei nur zu beobachten, daß solche um eine Erhitzung zu verhüten, nicht zu dicht aufeinander gepreßt werden.

Unter den Insekten gibt es 3 Gattungen, die dem Pelzwerke besonders schädlich sind.

Die Motten, die sich an der Oberfläche des Haarbodens festsetzen, benagen die Haare an der Wurzel dergestalt, daß sich bald glatte, kahle Gänge bilden, durch welche sie, weiterziehend, sich verbreiten.

Die Pelzmotte entsteht aus den Eiern eines kleinen silbergrauen, schwarzpunktirten Schmetterlings, aus denen in 3—4 Wochen kleine, nackte Würmer auskriechen, die im Verein mit den aus Larven entstehenden Pelzkäfern oft in den Rauchwaaren große Verheerungen anrichten und beträchtlichen Schaden verursachen.

Die Fleischwürmer dagegen nisten sich gleich im Fleische roher Pelzwaaren ein und durchfreßen die einzelnen Walzenkörper der Haare so, daß wenn derartige Felle gegerbt werden, gleich ganze Büschel Haare an den Stellen ausfallen, wo solche ihren Tummelplatz aufgeschlagen haben.

Der Mittel, die vorgeschlagen werden, um diese zahlreichen Feinde

vom Pelzwerke abzuhalten oder zu vernichten, gibt es zwar unzählige, allein es ist gewiß, daß alle nur wenig helfen, wenn nicht ein öfteres Lüften und Ausklopfen der Rauchwaaren und die größtmöglichste Reinlichkeit deren Wirksamkeit unterstützt.

Durch das Klopfen fallen die Larven, die Motten, die in verfilzten Büscheln von abgefressenen Haaren eingehüllt sind, heraus, ebenso die Eier, auch Zugluft tödtet sie, weßhalb auch der Gebrauch mancher Hausfrau, ihr Pelzwerk Sommers über in einem Tuche eingeschlagen im gutziehenden Ofen aufzubewahren, als rationell zu loben ist.

Auch durch Hitze lassen sich die Eier und Larven der Motten tödten, doch ist Vorsicht anzurathen, weil übertriebene Erhitzung des Pelzwerkes demselben leicht Schaden bringen könnte.

Zur Aufbewahrung sind besonders kühle, trockene und finstere Orte zu empfehlen.

Als sehr zweckdienlich wird das Aufbewahren des Pelzes in mit Salzwasser getränkten und nachher wohlgetrockneten Tüchern, angerühmt, mit Schwefel durchräucherte Tücher sind auch ein sehr wirksames Mittel.

Gepulverten Eisenvitrol in den Pelz zu streuen, hat sich als ein vortreffliches Mittel gegen den Mottenfraß bewährt.

Die Russen streuen gepulverten Eisenvitriol ein und auch dieses Verfahren soll nicht zu verwerfen sein.

Am häufigsten bedient man sich verschiedener Räucherungsmittel und Dämpfe von Tabak, Schwefel, Essig oder Terpentin-Oel, auch ätherischer Oele z. B. Spiköl, Anisöl, Wermuthöl, und andere riechende Substanzen z. B. Kampfer ꝛc.

Folgende Recepte verdienen aber als besonders wirksam empfohlen zu werden.

Nr. 1.

Kampfer-, Lorbeer-, Bergamot-, Nelken- und Terpentin-Oel wird mit spanischem Pfeffer in gut verschlossener Flasche an einem warmen Orte digerirt, dann filtrirt man diese Flüssigkeit und besprengt damit das aufzubewahrende Pelzwerk.

Nr. 2.

Mottenpapier wird auf folgende Weise bereitet. 1 Theil metallisches Quecksilber wird mit 1 Theil Schweineschmalz und 1 Theil Terpentinöl so lange abgerieben, bis alle Kügelchen verschwunden sind.

Dann zerläßt man 4 Theile gelbes Wachs und rührt die Quecksilbermischung darunter.

Mit diesem Compositum aber werden auf einer erwärmten Platte

einzelne Bögen Papier getränkt, die man dann in Pelzwerk oder Kleider legt, die man conserviren will.

Erwähnen wollen wir noch eines Mittels, welches Hr. Lohgerber M. Hasselt zum Conserviren von Rauchwaaren vorschlägt.

Es werden nach seiner Methode der Ausarbeitungsflüssigkeit, — gleichviel, ob solche aus einer ordinären Kürschnerbeize oder einem Alaunbade mit Weizenkleie besteht, nachfolgende Stoffe beigemischt.

Auf 100 kleine Felle $^1/_4$ Maß Terpentinöl,
$^1/_2$ Maß schwache Lauge von kohlensaurem Natron und
1 Maß eines sehr concentrirten Wermuth-Absudes.

Auf 100 Stück Lamm- und Tornister-Felle nimmt man das doppelte Quantum.

Das Abblühen des Pelzwerkes endlich, kann nur dadurch verhütet werden, wenn man es an dunklen Orten und zwar so aufbewahrt, daß die Haare nicht aus ihrer natürlichen Lage gebracht oder verwirrt werden.

Eines der billigsten, zugleich aber ein der Gesundheit durchaus unschädliches Mittel zum Schutze der Rauchwaaren besteht darinnen, pulverisirten Eisenvitriol zwischen die Haare auf den Grund zu streuen.

Dieses Material, welches nur 6—8 kr. pr. Pfd. kostet, ist vollkommen probat, um die so schädlichen Motten abzuhalten.

Vor dem Pulverisiren muß jedoch der Eisenvitriol gut getrocknet werden.

Recepte zur Bereitung guter Stiefelwichsen.

Nr. 1.

Zu 28 Gewichtstheilen Syrup werden
3 Gewichtstheile Fischthran,
4 " Runkelrübenzucker,
1 " Schwefelsäure und
6 " feines Beinschwarz gemischt,
hierauf läßt man das Ganze 8—10 Stunden ruhen und gibt noch
2 Theile Berlinerblau,
4 " Lohabsud,
4 " Erbsenbrühe
18 " Beinschwarz und
3 " Schwefelsäure dazu.
Dies wird gut durcheinander gemengt.

Nr. 2.

Man koche 6 Maß weißen Weinessig $1/_2$ Pfd. Galläpfelpulver und $1/_2$ Pfd. Blauholzextrakt.

Nach circa einer halben Stunde wird die Flüssigkeit durch ein Tuch geseiht und nachdem man 4 Loth Eisenvitriol dazu gemischt hat, 24 Stunden ruhen gelassen.

Dann wird die klare Flüssigkeit in ein anderes Gefäß abgegossen, 4 Loth Gummiarabicum, $1 1/_2$ Pfd. gestossenen Candis und 1 Pfd. Syrup dazu gethan und so lange auf einen warmen Ofen gestellt, bis alles sich aufgelöst und vereinigt hat.

Nachdem man endlich das Ganze nochmals durch das Tuch hat laufen lassen, setzt man noch $1/_2$ Maß Weingeist, $1/_2$ Pfd. in Alkohol aufgelösten Schellak, $1/_2$ Pfd. Indigo und 2 Loth Gallusextrakt zu und füllt diese flüssige, dem Leder nicht schädliche Wichse auf Flaschen.

Nr. 3.

Die vortrefflichste Stiefelwichse wird bereitet wenn man
50 Gewichtstheile Spadium,
45 „ Syrup,
10 „ Candis,
5 „ amerikanisches Haaröl,
5 „ Olivenöl,
5 „ Vitriolöl und
1 „ Grünvitriol
zusammenmischt.

Diese Wichse gibt dem Schuhwerke nicht blos einen lakähnlichen Glanz, sondern erhält das Leder weich und kräftig und hat den Vorzug, daß sie nie austrocknet und stets weich und frisch bleibt.

Nr. 4.

Eine zugleich sehr wasserdicht machende Wichse bereitet man dadurch, daß man
4 Gewichtstheile Rindschmalz,
2 „ Schweinefett,
1 Gewichtstheil gelbes Wachs,
1 „ Baumöl,
1 „ Terpentin
zusammenkocht.

Zuerst wird das Wachs geschmolzen, dann der Talg und später das Schweinefett und zuletzt der Terpentin und das Baumöl in das Gefäß gebracht. Diese Mischung wird mit Kienruß zu einem Brei angemacht, worauf sie zum Gebrauch fertig ist.

Nr. 5.

Eine sehr wohlfeile und gute Wichse wird verfertigt, indem man 2 Loth Wachs und 4 Loth Seife fein schneidet und mit Wasser zu einem dünnen Brei einkocht und mit in Branntwein aufgelösten Kienruß zu iner etwas dichteren Masse gestaltet.

Nr. 6.

Sechs Löffel voll Zuckersyrup, 3 Eier und Kienruß in Branntwein aufgelöst und Alles tüchtig gerührt, gibt etne ebenfalls sehr unschädliche, schöne Wichse.

Nr. 7.

Wachswichse. 6 Loth gelbes Wachs, 3 Quintchen gereinigte Pot-

asche und 2 Quintchen Terpentinöl werden auf Kohlenfeuer zusammengeschmolzen, dann wird $1/2$ Schoppen Bier gesotten und nach Gutdünken Kienruß unter starkem Umrühren beigegossen.

Der Gebrauch ist derselbe wie bei der englischen Stiefelwichse.

Stiefelwichse aus bisher dazu noch nicht verwendeten Materialien.

Wir entnehmen den „Neuesten Erfindungen" die dem Herrn Josef Karl Stelzl unter dem 21. Juli 1860 in Oesterreich patentirte, seither aber erloschene Methode der Erzeugung einer Stiefelwichse aus bisher unbenützten Materialien.

Der Erfinder beschreibt sein Verfahren in folgender Weise:

Ich nehme 25 Pfund ganz ordinäre Erdäpfelstärke, rühre sie mit Wasser zu einem dünnen Teig an, versetze sie mit 4 Pfund concentrirter Schwefelsäure, und koche es so lange, bis die Stärke in Zucker verwandelt ist, was ich durch Zusatz der Jodtinktur erkenne, indem sich keine violette Färbung mehr zeigt.

Diese Flüssigkeit wird so lange eingedunstet, bis sich die Konsistenz beim Erkalten auf circa 40 Grad nach Areometer zeigt.

Eine zweite Flüssigkeit, bestehend aus einem verdorbenen Bier, welches so lange gekocht wird, bis nach dem Erkalten sich eine Konsistenz von circa 20 Grad nach Areometer zeigt.

Von der ersten Flüssigkeit nehme ich 20 Pfund und von der zweiten 5 Pfund, mische sie zusammen und setze unter fortwährendem Umrühren 15 Pfund Spodium fein präparirt, 5 Pfund feinst gemahlene Abfälle von Steinkohlen, wo sich ein Aufbrausen zeigt, ein Zeichen, daß die Schwefelsäure vom Spodinm aufgenommen wird und sich mit ihr verbindet, indem selbe auch einestheils zersetzt wird. Zu dieser Masse setze ich 6 Pfd. Eisenvitriol in 5 Maß Wasser und $1/2$ Pfd. Salpetersäure aufgelöst, mische es gut zusammen, und treibe es zur vollständigsten Vereinigung durch eine Quetschmaschine, und die beste Gattung Wichse ist fertig. Das Wesentliche bei dieser Wichse ist, daß ich auch aus der Stärke den Zucker bereite, und die dazu verwendete Schwefelsäure nicht entfernen muß, indem selbe zur Zersetzung des Spodiums nöthig ist und viel Arbeit dabei erspare. — Das zweite, daß ich das zum Trinken nicht brauchbare Bier verwende und den noch enthaltenen Zucker, Kleber, Gummi 2c. durch Eindunsten gewinne und benütze. Das dritte, daß ich die kleine Steinkohle als Ersatz zur Schwärze verwende, indem dieses, wie auch das zweite wegen sonstiger Unbrauchbarkeit weggeworfen werden müßte. Das vierte, daß diese Stoffe noch nicht zur Wichserzeugung benützt werden.

Pariser Stiefellak.

2 Pfd. ganz reinen arabischen Gummi übergießt man, nachdem er zu Pulver zerstoßen wurde, mit Rothwein, der zu gleichen Theilen mit Wasser vermengt ist, unter beständigem Umrühren, bis das Ganze sich zu einer dicken Masse, gleich Syrup eingekocht und vereinigt hat.

Dann kocht man 8 Loth geraspeltes Blauholz in $2^1/_2$ Pfd. Wasser ab, und fügt 12 Loth gestoßene aleppische Galläpfel bei — desgleichen 16 Loth reinen Candiszucker.

Diese Mischung wird noch heiß filtrirt und nebst 6 Loth pulverisirtem Eisenvitriol auch 2 Loth pulverisirter Kupfervitriol dazu gerührt.

Zuletzt wird die Gummilösung und noch $^1/_2$ Flasche Rothwein dazugegossen und in einem kupfernen Kessel bei gelindem Feuer beständig umrührend abgedämpft, bis ebenfalls zur Syrupdicke. Nach dem Erkalten wird noch $^1/_3$ des ganzen Volumens Weingeist hineingegossen und in wohlverpfropften Flaschen aufbewahrt.

Beim Gebrauche reinigt man zuerst den Stiefel mit einer Bürste von Staub und Schmutz und wäscht ihn dann mittels eines Schwämmchens mit reinem Wasser ab.

Dann trocknet man denselben mit einem Tuche ab und trägt den Lack mit einem breiten Lakirpinsel möglichst gleichmäßig auf.

Dieser Lack trocknet in wenigen Minuten und erzeugt einen wunderschönen Glanz, auch hat er die gute Eigenschaft nicht leicht Staub anzunehmen.

Von Zeit zu Zeit ist es zweckmäßig, nachdem man den Lack behutsam abgewaschen, die Stiefel mit guttrocknendem Leinölfirniß anzustreichen und erst nach einigen Tagen wieder zu lakiren.

Die beste Oberlederfabrikation

kann unstreitig nur mit sehr weichem und rasch fließendem Wasser betrieben werden, wodurch die gekalkten Felle und Häute ihre natürliche durch die Einwirkung des Kalkes noch erhöhte Härte verlieren und die so sehr schädlichen Beizen oder faulen Wasser zur Entfernung des Kalkes überflüssig werden, sowie sich auch die beschwerliche Arbeit des Streichens alsdann viel leichter verrichten läßt, wenn die Felle gut ausgeflossen sind. Durch Dampf oder Wasserkraft getriebene Walkfässer, worinnen die Waare vor dem Streichen unter öfterem Hinzugießen frischen Wassers ebenfalls sehr weich gemacht und demnach für das Streichen vorbereitet werden können, sind zwar ebenfalls anwendbar, sind aber natürlich kostspielig anzuschaffen und zu unterhalten.

Nachdem die Waare gut vor dem Aeschern aufgeweicht und gestreckt ist, kommt sie acht Tage lang in einen schlechten, sodann ebenfalls so lange in einen besseren Kalkäscher. Nur wenn die Haare recht gut gehen, soll gehaart werden, weil alsdann auch der Grund mit herausgeht, der außerdem bei dem Streichen die Arbeit erschwert, wobei die einzeln stehen gebliebenen Haare dem Streicheisen auszuweichen vermögen und deßwegen nur schwer zu entfernen sind.

Vor dem Einlohen lasse man die Felle und besonders die Häute auf Fleischseite nochmals tüchtig strecken oder abziehen, wie die Gerber sagen. Dieses trägt zur Milde des Leders sehr viel bei. Hauptsächlich aber ein vorher sehr allmähliges Abfärben, ehe das Gerben mit gutem Lohe beginnt. Statt also in solches die gestrichene Waare sogleich zu bringen, bringe man in eine mit reinem Flußwasser gefüllte Kufe etwa den 20sten bis 30sten Theil schlechte Farbebrühe und stößle die Waare eine Weile darinnen. Nach einer Stunde bringt man sie heraus und in ein Ziehfaß, wo bereits ausgezehrtes Loh sich befindet. Die Waare wird gut eine Stunde gehaspelt und bekommt sodann anderes in Versenkfarben oder Ziehfässern zum Erstenmale ausgezehrtes Loh.

Nachdem dieses Verfahren jeden Tag, 3 bis 4 Tage lang, beobachtet wurde, haben die Felle oder Häute die Lohfarbe angenommen und sie können frisches Loh erhalten, aber zuerst nur wenig und in jedem der 4 bis 5 folgenden Lohe etwas mehr bei längerer Zeit. Die ersten Lohe

kann man auch mit Fichtenlohe besorgen und etwa 1/4 Pfund auf ein 2 1/2pfündiges Kalbfell und 1 1/2 Pfund auf eine 15pfündige Oberlederhaut geben. Bei dem ersten Loh läßt man 5 Tage Zeit, bei dem letzten 10 bis 12 Tage. Alles soll kalt gelohht werden, denn das Leder bleibt dadurch heller, gewichtiger und geschmeidiger. Zur Verhütung von Unebenheiten muß man bei dem Versenken die Felle doppelt einlegen, Narben innen, und diesen mit Ausnahme der Köpfe kein Loh geben. Nach 4 bis 6 Wochen hat eine Versenkfarbe ausgezehrt, sodann ist es aber nothwendig, die Waare auch noch mit feinem Eichenlohe zu versetzen, wobei sie wenigstens zwei Monate stehen muß. Darauf wird sie in lauwarmes Wasser gebracht und auf der Tafel mit Bürsten und messingenen Instrumenten ausgerieben und ausgestrichen, damit die milchfarbene Säure entfernt wird.

Alsdann wenn nöthig oder möglich noch mit guter Brühe 8 bis 14 Tage begeben, die man von bester Eichenlohe abgezogen hat, welches man anderwärts wieder zum Lohen oder Versetzen verwendet.

Vor dem Schmieren soll das Leder nochmals ausgewaschen werden.

Wer auf Gewicht sehen muß, schmiert 2 mal und falzt nach dem ersten Male, wenn das Leder trocken ist, so viel als nur thunlich aus. Die einen Tag lang in Wasser darauf eingeweichten Leder werden nochmals und darauf sogar besser zum zweiten Mal geschmiert, wann halb trocken plattirt und ganz trocken blanchirt oder geschlichtet.

Wer nicht auf Gewicht, sondern blos auf hellste Farbe sieht, schmiert nur einmal und zwar mit 2/3 hellem oder blanken Thran und 1/3 schönem weißen Rindertalg. Auch diese Leder sollen, wenn halb trocken, über Nacht flach aufeinander gelegt, gepreßt, sodann plattirt und darauf erst vollkommen gut für die Zurichtung getrocknet werden.

Das Aufweichen der dürren Häute und besonders der Wildhäute.

Es ist erfahrungsgemäß bei sehr harter Waare eine immer sehr kitzliche, mancherlei Gefahren unterworfene Manipulation.

Viele halten wohl ein altes faules Weichwasser für geeignet dazu, allein am besten und unschädlichsten hat sich stets gutes frisches Flußwasser oder Regenwasser dabei bewährt.

Die einzuweichenden Häute werden in eine leere reine Kufe oder Weichgrube gebracht, beschwert und sodann mit dem Wasser übergossen, bis es darüber zusammenschlägt.

Im Sommer genügen 2—3, im Herbst und Frühjahr 4—5, im Winter 6—8 Tage um die erste gehörige Weiche der Häute zu erzielen.

Doch darf man unterdessen dieselben weder aufschlagen noch frisches Wasser daran thun.

Die Häute weichen zuerst am besten in ihrem eigenen Schweiß und Schleim, aber hübsch ruhig muß man sie lassen.

Alsdann herausgenommen und überall leichtweg überstrecken, sodann wieder 1 Tag in dieselbe Weiche thun, wenn man es für nöthig hält; es muß dieses natürlich dem Ermessen und Dafürhalten des Meisters oder Werkführers überlassen bleiben.

Zum gänzlichen Aufweichen der Wildhäute gehört jedoch eine chemische Beize, welche man entweder mit kaustischer Soda, wovon man für Kipse $1^1/_2$ bis 2 Pfd. auf 25 Stück nimmt, die trocken vorher etwa 150 Pfd. wogen, oder mit Salzsäure, welche den zu Sohlenleder bestimmten Häuten angemessen ist, zubereiten kann.

In eine große mit Wasser gefüllte Kufe, worinnen etwa 13 Stück Häute wohl Platz haben, die rohtrocken zusammen etwa 300 Pfd. wogen, genügt 1 Weinflasche voll guter Salzsäure, um dem Wasser so viele Kraft zu verleihen, daß es binnen einer Stunde, nachdem die Häute mehrmals aufgeschlagen oder umgerührt worden sind, dieselben ohne allen Schaden so viel aufreibt, daß die Fasern derselben etwas gelockert und mit geringerer Mühe wie außerdem gestreckt werden können. Der Hauptvortheil dieses Verfahrens besteht aber darin, daß der Kern der Häute schnell erweicht wird, welches bei dem langen Herumziehen in gewöhnlichen Weichen zwar auch endlich erreicht wird, während aber unterdessen der Narben der Waare durch die Länge der Zeit in den faulen Wassern Schaden gelitten hat.

Das Bleichen von sämischgegerbtem Leder

wird auf folgende Weise bewerkstelligt:

Man bringt das befeuchtete Fell in eine Lösung von übermangansaurem Kali und reibt es mittels eines Glasstöpsels oder ähnlichen Instrumentes tüchtig ein, damit das Bleichmittel eindringt.

Das früher gelb gefärbte Fell färbt sich dadurch braun. Man nimmt es hierauf aus dem Bade, wäscht es aus und behandelt es in einer Lösung schwefliger Säure, wodurch die Felle eine außerordentlich weiße Färbung erhalten. Schließlich werden dieselben noch ordentlich ausgewaschen.

Das hier beschriebene Verfahren erfordert viel weniger Zeit und Arbeit, als die Luftbleiche und stellt sich daher auch billiger als diese; überdies hat es auch noch den Vortheil, daß es nicht vom Wetter und der Jahreszeit abhängt und sich daher für einen ununterbrochenen Betrieb eignet.

Wenn man das Sämischgerben, welches wohlfeiler als das Weißgerben ist, für Handschuhleder in Anwendung bringt, so wird das obige Bleichverfahren von wesentlichem Nutzen sein.

Das Bleichen der Ziegenfelle

kann durch chemische Bleiche bedeutend abgekürzt werden.

Als vorzüglich dürfte folgendes Verfahren anempfohlen werden.

5 Pfd. Glaubersalz werden in 20 Pfd. Wasser aufgelöst, dann werden 4 Pfd. Chlorkalk mit 40 Pfd. Wasser angerührt und dann stehen gelassen bis sich die Flüssigkeit vollkommen geklärt hat.

Diese gießt man dann ab, und mengt sie mit der Glaubersalzlösung, wodurch sich der unlösliche Gyps ausscheidet, während das unterchlorigsaure Natron aufgelöst bleibt.

Legt man nun in diese klare abgestossene, von Kalk vollkommen befreite Flüssigkeit die Felle, so werden solche schon in 2 Tagen vollkommen gebleicht sein.

Nachdem diese nun sorgfältig ausgespült sind, wird ihnen durch ein aus weißer Oelseife bereitetes Bad eine gewisse Geschmeidigkeit beigebracht.

Bereitung des Hamburger Pöckelfleisches.

Dieses von den Hamburgern sehr geheim gehaltene Verfahren ist folgendes:

Zum Einpöckeln am tauglichsten ist das Schlegelfleisch eines gut ausgemästeten 6jährigen Ochsen.

Dieses wird aller Knochen entledigt, ebenso auch das Unschlitt entfernt.

Hierauf werden 4 Hände voll Kochsalz mit 1 Loth gereinigtem Salpeter gemischt und das Fleisch so lange damit stark eingerieben, als das Salz trocken bleibt. Sobald das Fleisch Feuchtigkeit zieht, fängt man an es in das Faß einzulegen, auf dessen Boden man circa 30 Gewürznelken, einige Lorbeerblätter und etwas Rosmarin gestreut hat.

Bei dem Einschlichten hat man darauf zu sehen, daß es so fest als möglich aneinander gepreßt wird und kein leerer Raum dazwischen entsteht.

Nach jeder Fleischschichte wird wieder dasselbe Gewürz gegeben und die Fässer so voll gelegt, daß der Boden nur mit Mühe zugeschlagen werden kann.

Diese werden nun an einem kühlen Orte aufbewahrt, müssen aber 4 Wochen hindurch täglich einmal umgestürzt werden, damit der untere Boden nach oben gekehrt wird.

Mittel, geräuchertes Fleisch vor Motten zu schützen.

Um solches lange aufbewahren zu können, ohne daß Motten in demselben wachsen, wickelt man es einzeln in Papier ein, und packt es, schichtenweise Buchenasche darauf streuend, in ein Faß.

Vor dem Gebrauche reibt man mit einer Bürste allenfallsigen sich bildenden Schimmel ab, der ihm jedoch nicht seinen Wohlgeschmack nimmt.

Das so verpackte Fleisch hält sich auch viel länger saftig, und wird durch keinerlei Art von Würmern angegriffen.

Vorzügliches Mittel zur Vertilgung der Ratten.

Es dürfte nicht unpassend und unzweckmäßig sein, auch ein sehr wirksames Mittel zur Vertilgung der Ratten anzugeben, indem diese sowohl bei frischen als bei dürren Häuten und Fellen oft ziemlichen Schaden verursachen.

Diesen zu verhüten, gibt es ein sehr einfaches und unfehlbares Mittel.

Die Ratte liebt nämlich pikante Speisen und vor Allem den Käs. Da nun aber der abgelöste Phosphor eines einzigen Zündhölzchens schon hinreicht, dieselbe zu tödten, so nehme man scharfriechenden Käs, zertheile ihn in Stückchen von der Größe einer Erbse, drücke in jedes den von einem Zündhölzchen abgelösten Phosphor und klebe dann die dadurch entstandene Oeffnung wieder mit Käse zu.

Man wird sich bald überzeugen, daß dieses das beste Verfahren ist, sich solcher lästiger Schmarotzer zu entledigen.

Erprobtes Mittel wider die Maul- und Klauenseuche.

Es ist schon vielfach nach einem sicheren Mittel gegen genannte Krankheit gesucht worden, welcher sowohl Schweine, als Schafe und Hornvieh unterworfen sind.

Es ist bekannt, daß die Thiere durch diese Krankheit sehr abmagern, wodurch auch die Haut schlechter wird. Wir halten es daher für unsere Pflicht, auf ein Heilmittel aufmerksam zu machen, wodurch diese gefürchtete Krankheit nach einer halben Woche gewöhnlich sicher geheilt wird.

Dieses Heilmittel wird folgendermassen bereitet:

$^1/_2$ Pfund Alaun,
$^1/_2$ Pfund Salmiak,
$^1/_2$ Pfund blauer Vitriol,
$^1/_2$ Pfund Glaubersalz,
$^1/_8$ Pfund Grünspan,
$^1/_8$ Pfund Salpeter.

Dieses wird zusammen gut gestößelt bis es zu Staub wird, sodann in einem neuen großen Hafen oder Tiegel so lange mit gutem Trinkwasser gekocht, bis es stark strudelt und nach tüchtigem Umrühren in ein reines irdenes Gefäß gegossen, wo man es erkalten läßt. Diese Mischung wird sich erhärten und vor dem Gebrauche wird ein Schoppen warmen Wassers genommen, worinnen man ein Stückchen in der Größe einer welschen Nuß auflöst und die Mäuler der Thiere täglich 2 bis 3 mal mit Hülfe eines leinenen reinen Lappens anstreicht und gelinde reibt.

Diese zusammengekochte und erhärtete Mischung, ist unter dem Namen „Heilstein" bekannt geworden, welchen man an einem trockenen Orte aufzubewahren hat, damit er nicht schimmelt.

Anleitung zur Cultur von Eichenschälwaldungen, um in Verbindung mit Feldfrüchten eine hohe Boden-Rente zu erzielen.

Die Cultur der Eiche sollte nicht blos bei Forstleuten, sondern auch bei Privatwaldbesitzern, die großen Nutzen davon ziehen könnten, lebhaftes Interesse erregen.

Ueberhaupt aber bei jedem Deutschen, der seine Heimath liebt und nicht nur den Aufschwung der Lederindustriezweige wünscht, welche die Rinde jener Baumgattung aufs beste zu befördern vermöchte, sondern auch der Landschaft den herrlichsten Schmuck verschafft, womit je eine Gegend verschönert werden kann.

Wen erfreut nicht der Anblick der majestätischen Eiche, deren edle Formen der Künstler so gerne benützt, um aus den knorrigen weitragenden Aesten und den üppigen Blättern rc. die zierlichsten Ornamente zu componiren?

Wie oft schon regte solche die Begeisterung des Dichters, der in ihr das entsprechendste Sinnbild deutscher Kraft erblickt, weil ihre Entwicklung merkwürdige Aehnlichkeit mit der unseres Vaterlandes hat.

Zwar langsam im Wachsthum, erstarkt sie doch allmählich zum himmelanstrebenden Baumriesen, der sein Haupt herrlich über das finstere Gestrippe erhebt, welches anfangs sein Emporkommen unterdrückte.

Wie leicht könnte man sich den Dank der Nachwelt erwerben, wenn man die Anlagen von Eichenwaldungen besser sich angelegen sein lassen würde.

Das Bedürfniß eines so kostbaren Gerbestoffes, als welches die jedes Jahr theurer werdende Eichenrinde anerkannt ist, wird immer lebhafter gefühlt, und die Nothwendigkeit, die deutsche Lederindustrie durch vermehrte Erzeugung solcher Rinde zu unterstützen, wurde nicht blos zu wiederholtenmalen in den Verhandlungen der Gerbervereine nachgewiesen, sondern auch bereits von mehreren erleuchteten Regierungen anerkannt, denn es ist nachgewiesen, daß die Eiche besonders aber die Eichennieder- oder

Schälwaldung auf hohem und niederem, auf gutem und schlechtem Boden gedeiht und daher viele jetzt noch öde liegende Strecken damit angepflanzt werden könnten und sollten.

Abgesehen von aller Romantik und dem nachweisbaren großen Nutzen solcher Anlagen, ist es auch keinem Zweifel unterworfen, daß die Eichenwaldung mehr wie jede andere Quellenreichthum nachweist und Bodenfrische erzeugt und durch ihren lebendigen Hauch dem Gesundheitszustand und der Fruchtbarkeit der ganzen Umgegend in hohem Grade günstig ist.

Aber nicht allein die Rinde der Eiche fördert einheimische Industriezweige, gar viele andere nützliche Gewerbe ziehen das Holz derselben aus guten Gründen jedem andern vor.

Schöne, schlanke Stämme in gehörigen Zwischenräumen zu schonen und groß werden zu lassen ist bei der Einrichtung und dem Betriebe der Schälwaldwirthschaft nicht ausgeschlossen, sondern sogar sehr zu empfehlen, damit der sofort wieder nachwachsende junge Wald mehr Schutz vor Stürmen hat.

Die Anlage einer solchen Eichenschälwaldung gewährt überdies 4 bis 5 Jahre nach ihrer Begründung in den 4 Fuß breiten Zwischenreihen der jungen Eichenpflanzen noch Raum genug für die Bestellung von Hackfrüchten, die hiebei besonders gut gedeihen und dem Grundeigenthümer eine ansehnliche Bodenrente nebenbei abwerfen können. Nach weitern 5 Jahren sind die jungen Eichen ohne alle weitere Pflege erstarkt genug, um zur Saftzeit umgemacht und geschält werden zu können, wobei die ärmere Landbevölkerung zu einer Zeitperiode, wo die Felder bereits bestellt sind, abermals einen mäßigen Arbeitsverdienst zu finden im Stande ist.

Was Cultivirung und Ertragsfähigkeit solcher Anlagen betrifft, so wollen wir in dieser Beziehung auch einen von den vielen tüchtigen und praktischen Forstmännern zum Zeugen aufrufen, welche sich bereits um die Eichenkultur und mit derselben viel verdient haben.

Herr Reuter, Forstverwalter des Rittergutes Garbe an der Elbe bei Wittenberg schreibt folgendermaßen:

Im Jahre 1838, als die Hütungsabfindung, die schon 16 Jahre lang im Gange gewesen war, und vor deren Durchführung ich keine Eichenkultur vornehmen konnte, zu Stande kam, war ich sofort darauf bedacht mit Ernst und Eifer Culturen vorzunehmen. Wo es mir rathsam erschien, versuchte ich es mit der natürlichen Eichenbesamung und ließ den Boden in Schlägen durch Schweine, deren ich oft 1500 bis 1800 auf die Mast nahm, aufbrechen. Wo sich kein Aufschlag zeigte, und erscheinen konnte, ließ ich Rillen hacken und legte Eicheln hinein; aber bald sah ich, daß diese Methode keinen günstigen Erfolg hatte, weil der Gras- und Kräuterwuchs so überhand nahm, daß die jungen Eichen größtentheils darin erstickten. Wo größere Blößen im Walde waren, fing ich an zu pflügen, baute einige Jahre Getreide darauf und säte dann im Frühjahre Eichen; aber auch hierbei fand ich zu meinem Bedauern, daß sich der Boden schon im ersten Jahre dermaßen mit Gras und Unkraut überzog, daß die jun-

gen Eichen 4 bis 5 Jahre zu thun hatten um den Kopf oben zu bekommen. Inzwischen fanden sich auch Hopfen und Winden in solcher Menge ein, daß ich zu kämpfen hatte, die Eichen vor gänzlichem Verderben zu schützen. Ich versuchte daher auf eine andere Art meine Eichenkulturen anzulegen und nahm zu diesem Zwecke zunächst mehrere Blößen, nachdem ich sie urbar gemacht hatte, einige Jahre zur Ackernutzung, und baute im ersten Jahre Hafer, oder am liebsten Kartoffeln, um die Grasnarbe gründlich zu vernichten. Hatte ich es erreicht, daß der Boden rein war, so pflügte ich im Spätherbste oder Frühjahre zeitig Elbweiden unter, etwa 5 bis 7 Zoll tief und zwar auf folgende Art:

Ich lege die Ruthen der Länge nach in die Furche, auf der Seite, welche gepflügt werden soll, werden sie etwas eingesteckt, damit sie von den Pferden nicht so leicht umgestoßen werden. Die Spitzen der Ruthen müssen auf der Seite, wo der Pflug aufgeschlagen hat, schräg angelegt werden, damit der Pflug wieder herumkommt, die Erde die Ruthe so weit bedeckt, daß nur die Spitzen etwas herausblicken. Doch braucht man damit auch gerade nicht so peinlich zu verfahren, denn kommen die Spitzen auch 2 bis 3 Zoll unter die Erde, so schlagen sie dennoch aus. Der Weidenbusch geräth jedesmal gut, denn die Ruthen treiben Wurzeln, soweit sie mit Erde bedeckt sind und Loden nach oben, die im ersten Jahre schon 3 bis 5 Fuß lang werden. Zu dieser Weidenschutzkultur benutze ich allen Abfall von Band- oder Reisholz oder den schlechtesten Busch, welcher nur Brennholz ist, 2 bis 3jährige Triebe, und kann man schlimmsten Falls selbst einjährige Ruthen dazu wählen. Es können 6 Arbeiter, wenn jedem eine Strecke zugetheilt ist, stets so viel Weiden einlegen, als Fläche gepflügt wird. Diejenigen Ruthen, welche zu weit herausstehen, nehmen die Arbeiter sogleich wieder auf und verbessern die Sache; dagegen die Ruthen, welche festsitzen und doch zu weit heraussehen, läßt man über der Erde abschneiden, was sehr leicht angeht, wenn man mit einem Fuße darauf tritt, und dann den Schnitt bewirkt. Ist der Ort auf diese Weise vorbereitet, so lasse ich im Frühjahre Eicheln aussäen, und zwar 5 Schäffel auf den preußischen Morgen; sodann lasse ich mit einer schweren Walze den Ort überziehen, und die Eicheln, die dabei nicht bedeckt werden, durch Kinder in den Boden hineindrücken. Auf diese Weise habe ich herrliche Besamungen erlangt und aufzuweisen. Die Weiden haben namentlich den Zweck, die Eichen gegen Graswuchs zu schützen, und dieser wird dadurch vollständig und ohne nennenswerthe Kosten erreicht. Im 2ten oder 3ten Jahre lasse ich die Weiden schneiden und später jedes Frühjahr zu Korbweiden benutzen, bis die Eichen den Weidenstrauch unterdrücken, was schon in 8 bis 9 Jahren geschieht. Ich habe eine auf diese Art angelegte Eichenbesamung vom Jahre 1842 — also 16 Jahre alt — aufzuweisen, welche eine durchschnittliche Höhe von 28 Fuß hat, und erlangte davon einen Ertrag aus den Weiden im dritten Jahre, pro Morgen 10 Thlr., vom 4ten bis 8ten Jahre an Korbweiden alljährlich pro Morgen 9 Thlr. und nach den jetzigen Preisen 16 Thlr.

Nach neueren Erfahrungen nehme ich jetzt nur 2 Scheffel Eicheln auf den Morgen, weil die Eichen die Weiden zu frühe unterdrücken, und habe dadurch bis zum 12ten Jahre, nach dem jetzigen Preise der Weiden, 16 Thlr. als Ertrag pro Morgen erlangt; dann aber nimmt der Nutzen der Weiden von Jahr zu Jahr ab, in demselben Maße, wie die Eichen heranwachsen.

Durch das Schälen der nach der oben beschriebenen Methode vom Jahre 1842 angesammelten Eichen-Durchforstungshölzer gewinne ich bedeutende Erträge und bringe auf diese Art einen viel größeren Nutzwerth des Bodens heraus, als irgend Jemand in hiesiger Gegend durch den Ackerbau.

Die vortheilhaftesten und billigsten Eichenkulturen aber habe ich auf folgende Weise ausgeführt: Ich gebe die Fläche, welche ich besamen will, an bedürftige Forstarbeiter, welche ich als rechtliche Leute kenne, und lasse die Kulturfläche von ihnen im Herbste und Winter, wenn es dann angeht, umgraben. Im Frühjahr wird Leinsamen darauf gesäet, welcher auf solchem neuen Boden immer geräth, und ist dann dieser Same eingeharkt, so werden sogleich Eicheln in Rillen auf 4 Fuß Weite eingelegt, so daß jedem Einleger eine Strecke zugetheilt ist, wo er auf 2 Fuß jedesmal 2 Eicheln vermittelst einer kleinen Hacke einen Zoll tief in die Erde bringen muß. Nachdem der Flachs später ausgezogen, stehen die Eicheln ungehindert da. Jetzt müssen die Leute selbige vom Kraute reinigen und den ganzen Boden aufhacken. Im 2ten und 3ten Jahre lasse ich wieder zwischen den Eichen umgraben und mit Hackfrüchten, z. B. Kartoffeln, Bohnen, Rüben und Kohl aller Art besetzen. Für diese unentgeltliche Fruchtbenutzung hat Jeder die Eichen rein zu halten.

Auf diese Weise habe ich gar keine Kulturkosten und dabei die schönsten Eichenbesamungen, wo 3jährige Loden 5 Fuß hoch und 1 Zoll stark sind, und habe ich dadurch zugleich seit einer Reihe von Jahren nahe an 180 Familien die größte Wohlthat erwiesen. Dieselben sind dafür höchst dankbar und beweisen dies auch dadurch, daß sie förmlich wetteifern, daß der Eine einen noch besseren Eichenbestand abliefere wie der Andere, und so bessere ich auch alle Lücken und Blößen im Walde aus. Das Interesse der Arbeiter an diesem Fruchtbau im Walde wird nur dadurch einigermaßen beeinträchtigt, daß mit der Zunahme der Eichen- und Weidenkulturen, sich die Fasanen, die ein solches Terrain lieben, allzusehr vermehrt haben, und ihren Früchten manchen Schaden zufügen.

Sehr interessante Beobachtungen habe ich in der Garbe über den Einfluß gemacht, den der Anbau der Eichen mit Fruchtnutzung auf die Jagd ausgeübt hat. In früheren Zeiten wurde die Jagd fast gar nicht beachtet; denn weil damals die Fläche für Viele gemeinschaftlich war

nicht in Schonung lag und die Hirten Alles durchweideten, waren hier nur wenig Hasen und Feldhühner vorhanden. Im Verhältniß mit den Eichenanlagen besserte sich aber die Jagd von Jahr zu Jahr, — und im Jahre 1842 fanden sich sogar auf einmal auch Fasanen ein. Diese interessante Erscheinung theilte ich sogleich dem Herrn von Jagow auf Aulosen mit und ersuchte ihn, mir zu gestatten, einen Versuch zur Erziehung derselben hier zu machen, was mir gern bewilligt wurde. Ich war darüber sehr glücklich, aber vollständig unwissend mit ihrer Behandlung, denn es waren dies die ersten lebenden Fasanen, die ich zu sehen bekam. Der Wunsch und die Aussicht einer Möglichkeit, hier im Revier Fasanen zu haben, ließ mir als großem Jagdfreunde keine Ruhe und so beschloß ich denn, anderweitig an solchen Orten, wo es Fasanerien giebt, Belehrung zu suchen. Zunächst ging ich deshalb nach Merseburg, dann nach Moritzburg bei Dresden, nach Rothenkirchen bei Hannover, nach Potsdam, nach Ludwigslust und nach Wolfsburg. Ueberall fand ich aber zu meinem Bedauern, daß die Fasanerien auf eine mich nicht ansprechende Weise betrieben wurden. Man ließ die Eier durch Puten ausbrüten, und diese Methode gefiel mir einestheils wegen der damit verbundenen großen Mühe nicht, außerdem ist sie aber auch höchst undankbar, kostbar und für mich durchaus nicht anzuwenden. So beschloß ich denn, einen Versuch zu machen, die Sache ganz naturgemäß zu betreiben, wobei ich noch eine Hauptsache zu berücksichtigen hatte, nämlich: bei Ueberschwemmungen des Reviers die Fasanen gegen das Wasser zu schützen. Dabei hielt ich es für das Zweckentsprechendste, Berge aufkarren zu lassen, sie mit Sträuchern und Dorn zu bestecken und auf jedem eine kleine Hütte zu errichten, wo die Fasanen sowohl gegen Wasser als auch gegen strenge Kälte Schutz suchen könnten. Bei Eintritt des Winters ließ ich auf diesen Bergen, deren drei entstanden waren, Futter ausstreuen und fuhr im Frühjahr, als das ganze Revier überschwemmt war, zu Kahn an diese Plätze, um nachzusehen, welches Resultat die getroffenen Maßregeln bewirkt haben möchten. Da fand ich zu meiner großen Freude 7 Fasanen, 5 Hennen und 2 Hähne vor, und noch mehr Befriedigung gewährte es mir, zu sehen, daß alle bei dem Abstreichen sich auf Sträuchern aufbaumten, was ich nicht einmal erwartet hatte, da die Feldhühner es nicht thun. Ihnen alle zwei Tage selbst Futter auf die Berge zu bringen, verfehlte ich nun nicht, und so gelang es, alle auf diese Weise zu erhalten. Die Vermehrung ging nun so rasch von Statten, daß im nächsten Herbst schon 15 Hähne konnten abgeschossen werden. Der Zunahme der Fasanen entsprechend, wurden auch von Jahr zu Jahr mehr Berge aufgefahren und sind jetzt deren schon 40 vorhanden. Nach und nach ließen sich auch alle Vortheile besser erwägen und ausführen und im Herbst 1844 wurden bereits 60 Hähne erlegt. So nahm die Jagd in jedem Jahre zu, hauptsächlich begünstigt durch den Anbau der Eichen mit Früchten. Durch den Wald wird der Fasan mehr an die Oertlichkeit gefesselt; er findet seine Nahrung darin und verstreicht weni-

ger, weil er es in der Umgegend nirgends besser findet. Die Fruchtfelder sind aber bei seiner großen Gefräßigkeit sehr nothwendig, denn er frißt, mit Ausnahme der Lupinen, alle Arten Feldfrüchte, selbst Kartoffeln und Rüben; er verschmäht von der Eichel bis zum kleinsten Samen herab kein Korn, nimmt mit Waldbeeren, Schlehen und Obst aller Art, ja sogar mit Insecten, besonders Käfern und Maikäfern, auch Raupen und jedem anderen Gewürm fürlieb. Selbst Wurzeln und Kraut verzehrt er und ich möchte behaupten, ich kenne kein Thier, wie den Fasan, welchem so Verschiedenartiges zur Nahrung angewiesen ist. Durch Vertilgung vieler schädlichen Insecten macht er sich zugleich nützlich und ich bin überzeugt, daß es im ganzen deutschen Vaterlande viele Reviere giebt, in denen diese nützliche und schöne Wildart bei richtiger Behandlung sehr gut gedeihen würde. — Man fürchtet zwar vielerseits die kalten Winter für ihr Fortkommen; meine Erfahrungen aber lehren mich das Gegentheil, denn während durch lange anhaltende Winter Feldhühner und Hasen eingegangen sind, haben sich selbst auf abgelegenen Theilen des Reviers Fasanen, die nie zur Fütterung kamen, erhalten. Dies giebt den deutlichsten Beweis, daß, wenn sie im wilden Zustand naturgemäß erzogen werden, sie unserm nördlichen Deutschland ganz anpassend sind.

Von ganz besonderer Wichtigkeit bei Erziehung der Fasanen aber ist es, sie vor Raubthieren aller Art zu schützen, was keine kleine Aufgabe ist, und es erfordert jahrelange Sorgfalt und Bemühungen, ehe man dahin gelangt, sagen zu können: es ist wenig der Art mehr vorhanden. Wo Fasanen sind, da zieht sich das Raubzeug aus meilenweitem Umkreise zusammen; ich bin durch Erfahrung erst darin belehrt worden, denn obgleich ich anfangs glaubte, es sei Weniges davon vorhanden, so zeigte sich doch bald das Gegentheil und ich fing in einer Reihe von Jahren durchschnittlich 36—40 Iltisse, eben so viel Wiesel, 5—6 Marder, 25—30 Igel und 20 und mehr Füchse, auch eben so viel Falken. Einer der größten Feinde der Fasanen aber ist die gemeine Krähe, welche ihnen Eier und Junge in Massen fortnimmt und gerade überall am meisten vorhanden und am schwersten zu vertilgen ist. Das Schießen bei den Krähenhütten ist mühsam und fruchtet doch wenig, und der Gedanke, Mittel zur leichten und radicalen Vertilgung dieses Raubthiers zu finden, hat mich während mehrerer Jahre tagelang beschäftigt. Endlich ist es mir in den meisten Fällen vollständig gelungen, so daß ich wohl wagen kann, eine Wette einzugehen, wonach von mehr als 50 vorhandenen Krähen nach 3 Tagen keine mehr am Leben sein soll; in ähnlicher Weise gelingt es mir mit dem andern Raubzeuge, worüber die Methode mitzutheilen hier aber zu weitläufig sein würde, auch ist Vieles nur bei eigener Anschauung begreiflich zu machen.

Wie praktisch indessen diese Methode ist, möchte jedem Jäger daraus einleuchtend sein, daß von den hohen Herren, die hieher kommen, diese Fasanenjagd im Revier als die schönste in Deutschland erklärt wor-

den ist, d. h. im naturgemäßen, wilden Zustande der Fasanen soll es keine zweite ihr gleichzustellende geben.

Was jedoch Anpflanzung der hiezu unentbehrlichen jungen Eichwaldungen betrifft, so möchte doch jeder Waldbesitzer dem Arbeiterstande auf diese Art Wohlthaten erweisen, wozu sich in den meisten Forsten Gelegenheit darbietet, woneben er dann selbst noch erhebliche Vortheile für sich zu erzielen vermag. Auch manchem dürftig gestellten Förster und Waldwärter würde Gelegenheit gegeben werden können, seiner Familie ein besseres Durchkommen zu sichern, und zugleich seinen Vorgesetzten einen höheren Ertrag aus dem ihm anvertrauten Forst zu verschaffen, und wo wäre wohl Jemand, der nicht auf diese Weise durch Fleiß und Treue dem Waldbesitzer seine Dankbarkeit zu beweisen bestrebt sein sollte?

Ich habe viele Beweise, daß das Behacken auf das Gedeihen der Eichen einen enormen Einfluß ausübt. Zuweilen mußten Strecken liegen bleiben, weil sich keine Gelegenheit darbot, sie zum Fruchtbau fortzugeben. Da zeigte sich dann bald der Unterschied, daß die jungen Eichen auf den unbebauten Flächen nicht halb so hoch und kräftig wurden, wenn auch der Boden von gleicher Güte und Beschaffenheit und die Vorkultur bis zur Aussaat der Eicheln dieselbe war. Dies ist aber auch leicht erklärlich, denn wenn man Hackfrüchte bauet, ohne sie zu bearbeiten, so gedeihen sie nicht, und denselben Einfluß hat es auf das Gedeihen der Eichen. Selbst auf dem schlechtesten Boden, wo nicht einmal mehr Hackfrüchte, wie z. B. die weiße Mohrrübe fortkommen, verfehlt das Behacken seine Wirkung nicht. Hier baue ich dann die gelbe Lupine, und es ist erfreulich, zu sehen, wie gerade diese Frucht sich herrlich zum Anbau zwischen Eichen auf schlechtem Boden eignet. Sie giebt denselben in der Jugend Schatten, unterhält ihren Schluß und erhält den Boden feucht. Wird dann der Lupine-Samen, so bald er reif ist, abgeschnitten, und bleibt das Stroh stehen bis zum nächsten Frühjahr, so unterdrückt dies wieder den Graswuchs und schützt auch sogar die jungen Eichen im ersten Jahre vor dem Erfrieren und vor dem Verschütten durch Sand-Wehen. Mir scheint diese Eichenkultur die billigste und beste zu sein, und schon bei oberflächlicher Beobachtung gewahrt man, daß es die Eigenschaft der Eiche ist, im ersten Jahre bei gewöhnlicher Behandlung sehr langsam zu wachsen. Dies hat oft darin seinen Grund, daß die Eiche gewöhnlich auf gutem Boden angebaut wird, wo sich zum Nachtheil ihres Gedeihens der Boden mit Gräsern und Kräutern aller Art bezieht, die sich leicht lagern und den Boden verschließen, so daß Nahrungstheile aus der Luft in den Boden schwer eindringen können. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn das Unkraut die jungen Eichen jahrelang unterdrückt und sie diese Hindernisse schwer überwinden, was sie auch meist durch ein auffällig kränkliches Aussehen bekunden.

Damit die Eichen sich sowohl in der Wurzel als auch in der Krone zeitig kräftig ausbilden und oben schließen können, muß man sie in der

ersten Jugend unterstützen, und dieses geschieht am besten durch das vorgenannte Verfahren. Dasselbe wendet von ihnen jeden Nachtheil ab, und nebenbei werden den armen Arbeitern große Vortheile zugewendet. Wollte man auf andere Weise den Eichen dieselbe Pflege angedeihen lassen, so würden dem Besitzer daraus erhebliche Kosten erwachsen, ohne dem Arbeiter die geringsten Vortheile zu gewähren.

Weiters gibt Herr Forstrath Reuter gegen den Schluß seiner Abhandlung in dieser Sache noch folgende, wohl beachtenswerthe Erklärungen und Versicherungen:

Niemand würde nöthig haben, nach Amerika auszuwandern, wenn daheim nur alle wüsten Strecken gehörig angebaut und benutzt würden.

Es würde natürlich nicht richtig sein, wenn man auf schlechtem Boden Eichen-Hochwald erzielen wollte; aber gerade auf solchen Stellen ist mit dem größten Vortheile Eichen-Schälwald anzulegen, weil die Eiche, wenn sie auf die Wurzel gesetzt ist, in den ersten 15 Jahren nicht nur auf solchem Boden sehr kräftig wächst, sondern auch der Erfahrung gemäß $^2/_3$ mehr und schönere Borke giebt, wie die auf gutem Boden gewachsene Eiche. Meiner Ueberzeugung nach kann von einem Morgen solcher Eichen, die auf dem schlechtesten Boden fortkommen, jährlich $1^1/_2$ bis 2 Centner Borke gewonnen werden. Der Centner kostet jetzt circa 2 Thaler und wird jedes Jahr theurer, mithin hat man ca. 3 bis 4 Thaler pro Morgen Ertrag, ohne das Holz in Anschlag zu bringen, was in vielen Gegenden fast eben so viel werth ist.

Das Verhältniß möchte etwa sein: wenn 5000 Pfund Holz vom schlechtesten Boden 500 Pfund Borke geben, so würde auf gutem Boden gewachsenes nur 300 Pfund liefern. — Angenommen, der Boden sei so schlecht, daß ein Schälwald nicht ohne eine Umspatung oder Rajolen auf 3 Fuß Tiefe anzulegen sei, was, hoch gerechnet, den Morgen 25 Thaler kommen würde, so bringt er in fünfzehnjährigem Umtriebe jährlich 4 Thaler, oder in 15 Jahren 60 Thaler auf, wobei ein Kapital noch immer gut und sicher angelegt ist. In den meisten Fällen wird der Ertrag aber höher werden, ohne die vielen Nebenvortheile zu berücksichtigen, die außerdem für jeden Privatmann damit verbunden sind. Er erzielt dadurch kleine Nutzhölzer zu Wagendeichseln, Leiterbäumen 2c., die täglich in allen Wirthschaften gebraucht werden, und woran häufig auf den meisten Stellen großer Mangel ist. Aber auch nicht auf jedem Boden ist das Rajolen nothwendig und bei mittelmäßigem genügt schon das Pflügen oder Umgraben vollständig, wodurch die Cultur schon pro Morgen mit 8 bis 10 Thaler zu bewerkstelligen ist.

Im Jahre 1853, als ich bereits an 700 Morgen der schönsten Eichenculturen angelegt hatte, kam ich auf die Idee, Schälwald anzulegen, obgleich ich nicht läugnen kann, daß ich lange mit mir gekämpft habe, ehe ich zur Ausführung schritt. Die schönen Eichen abzuhauen, schien mir nicht möglich, und doch ließ mir der Gedanke, daß Schälwald eine schöne Rente bringen müsse, keine Ruhe. Aber wo gründliche Auskunft

und Belehrung darüber gewinnen? Hier in unserer Gegend, wie auch in der Nähe, gab es keinen solchen Betrieb; daher ging ich im Sommer 1853 zunächst nach Aachen zum Herrn Oberforstmeister Steffens, theilte demselben meinen Plan mit, und erhielt ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Oberförster Biermanns zu Thomashütte in der Nähe der Eifel bei Cornelimünster. Hier kam ich an den rechten Fleck und blieb 3 Tage bei diesem um die Forstwirthschaft so hoch verdienten Manne, wo ich mir vorkam, als ging ich zum zweiten Male in die Lehre; denn ich sah Vieles, wovon ich zuvor weder gehört noch gelesen hatte. Ganz besonders interessirten mich sein eigenthümliches Culturverfahren in Erziehung der Holzpflanzen in Rasenasche, so wie andere Pflanzmethoden nach von ihm selbst gemachten Erfahrungen und alle nur denkbaren in der Forstwirthschaft anzuwendenden Geräthschaften. Ich muß gestehen, daß ich noch keinen Mann weiter kennen gelernt habe, der mit solcher Liebe über alle forstlichen Gegenstände gesprochen hätte, und gründlichere und praktischere Mittheilungen zu machen vermöchte. Die in seiner Nähe verlebten Tage werden mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben, und es ist kein Wunder, daß dieser Mann so viele Anerkennungen aus allen Gegenden Deutschlands erhalten hat. So viel des Interessanten ich indeß auch hier zu sehen bekam, fand ich doch das nicht, was ich sehen wollte und was der Zweck meiner Reise war, nämlich: Eichen-Schälwald, der ursprünglich als solcher angelegt war, und über dessen Dauer und Erträge ich mich unterrichten konnte. Zwar befanden sich hier auch Schälwaldungen, aber es waren Stockausschläge von alten Eichen und nicht ursprünglicher Schälwald, worauf es mir doch hauptsächlich ankam.

Der Herr Oberförster Biermanns sprach darüber sein Bedauern aus, billigte aber meine Wißbegierde und entschloß sich zu meiner Freude, mit mir zunächst nach Cleve zum Herrn Oberförster Tietz zu gehen, wo wir seiner Meinung nach im Reichswalde derartige Anlagen finden würden. Nachdem ich auch dort 3 Tage in angenehmster Gesellschaft dieser beiden Herren Alles in ihren Revieren, so wie in der Nähe abgereist hatte, fand ich leider doch nicht, was ich suchte, und wurde mir von beiden Herren versichert, daß ich schwerlich anderswo als in Holland, wo man am weitesten in der Schälwaldwirthschaft fortgeschritten wäre, besonders in der Nähe von Arnheim, meine Wißbegierde befriedigt finden würde.

Darauf beschloß ich denn sogleich, nach Arnheim zu gehen, zumal da ich dort einen Verwandten hatte, der in der ganzen Umgegend bekannt war, was mir sehr zu Statten kam. — Zunächst begaben wir uns $1\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Arnheim zu einem Herrn, dessen Namen ich leider nicht mehr weiß.

Derselbe hatte dort 1000 Bunder holländisches Maaß*), etwas über 3000 Magdeb. Morgen, à Morgen zu 3 Thaler, angekauft, um

*) 1 Bunder = 1 Hectare = $3_{,9166}$ preuß. Morgen.

diese Fläche mit Schälwald zu bepflanzen. Hier habe ich das Interessanteste in dieser Art gesehen. Unabsehbare Haideflächen, die eine etwas wellenförmige Lage hatten, der Boden so schlecht, wie ich selten einen gefunden habe, wo die Haide etwa 5 Zoll hoch und so dürftig war, daß sie kaum zum Blühen kam; dann stand hin und wieder ein Strich Bocksbart und das weiße Finkenmoos. Die Oberfläche des Bodens bestand auf etwa 4 Zoll aus schwarzem, gewöhnlichem Haideboden, unter diesem war eine etwa 5 Zoll hohe Lage rothe Eisenerde oder Zünder und darunter grober Kies mit sehr wenig feinem Sande vermischt. Dieser Boden wurde 3½ Fuß tief umgespatet oder rajolt, dann 1 Jahr liegen gelassen und mit 3jährigen Eichen bepflanzt, welche bei dem Pflanzen gleich 3 Zoll hoch über die Erde abgeschnitten wurden. Die Pflanzung geschah in 6 Fuß weiten Reihen und 3 Fuß Entfernung, also auf 18 □ Fuß eine Pflanze. Auf diese Art wurden 100 Morgen alle Jahr kultivirt und dauerte der Betrieb schon seit 10 Jahren. Der Inspektor, welcher diesen Betrieb zu leiten hatte, versicherte, daß der Morgen beim späteren regelrechten Schälwaldbetrieb einen jährlichen Ertrag von mindestens 6 Thaler aufbrächte. In der Nähe befand sich ein Pflanzkamp, etwa 80 Morgen groß, ebenfalls rajolter Boden, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich bis dahin nie ein so gelungenes Unternehmen auf derartigem Boden gesehen hatte; aber es ist nur tiefe Auflockerung des Bodens, was die Eiche unbedingt fordert. Einen solchen Pflanzkamp nennt man in Holland eine Quekerei.

Ich sah auf diesem Plan ebenfalls eine Kiefern-Besamung, 45 Jahr alt. Die Bäume waren erst 18 Fuß hoch und hatten die Stärke von Bohnenstangen; nie habe ich etwas schlechteres von Kiefern gesehen. Dicht daneben lag ein kleiner Meierhof, wo eine 12 Fuß tiefe Kiesgrube ausgeschachtet war, doch enthielt der Boden auch in dieser Tiefe nichts anderes, als groben Kies. An einigen Stellen hatte man hier etwas Land gepflügt und mit Hafer und Buchweizen bestellt, die aber so dürftig standen, daß sie kaum die Mühe des Erntens lohnten.

Nachdem ich dies und Aehnliches auf vielen anderen Stellen in Holland gesehen hatte, wo sich sogar über 100 Jahr alte Schälwald-Bestände vorfanden, die eben so angelegt und überall im blühendsten Bestande waren, glaubte ich nun die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß diese Bodenbenutzung, bei welcher der Morgen 5—6 Thaler abwirft, Alles bietet, was ich zu erreichen wünschte.

Hierauf machte ich 1854 von meiner erst 11 Jahr alten Eichenbesamung mit 2½ Morgen einen ersten Versuch. Es ergab sich das folgende Resultat:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1) 90 Ctr. 32 Pfd. trockene Spiegelrinde, welche an Jähneke in Magdeburg verkauft wurden à Ctr. 1 Thlr. 20 Sgr.	150	15	—
2) $19^1/_2$ Klftr. Knüppelholz zu 2 Thlr. 15 Sgr. per Klafter verkauft	48	22	6
3) 98 Schock Bohnenpfähle wurden verkauft:			
a) 8 Schock Pflasterpfähle, 4 Fuß lang, à Schock $27^1/_2$ Sgr.	7	10	—
b) 30 Schock Pfähle $3^1/_2$ Fuß à 11 Sgr. . . .	11	—	—
c) 60 desgleichen à Schock 10 Sgr.	20	—	—
4) Abfall von Reiserholz meistbietend verkauft zu .	6	7	6
Summa	243	25	—

Die Ausgaben dabei waren folgende:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1) Die Borke zu schälen incl. Trocknen à Ctr. 15 Sgr.	45	5	—
2) $19^1/_2$ Klafter Holz einzuschlagen à 10 Sgr. . .	6	15	—
3) 98 Schock Pfähle zu hauen 2c. à 1 Sgr. 3 Pf.	4	2	6
4) Den Abfall an Reisigholz zusammen zu bringen	1	—	—
5) Die Borke zu binden und an die Elbe zu fahren	7	—	—
6) Transport der Borke nach Magdeburg à Ctr. 4 Sgr.	12	—	—
7) An Culturkosten und sonstigen kleinen Ausgaben	9	22	6
Summa der Ausgabe	85	15	—

Mithin bleibt nach Abzug aller Unkosten an reinem Geldertrage 158 Thlr. 10 Sgr.

Es ist hiernach also ein reiner Geldertrag erlangt von 63 Thlr. 6 Sgr. in 11 Jahren pro Morgen, oder von 5 Thlr. 22 Sgr. $2^2/_{11}$ Pf. pro Morgen im Jahr.

Wenn ich nun mit einer Sicherheit, wie sie die Umstände rechtfertigen, annehme, daß die zweite und folgenden Ernten in Folge des zu erwartenden reichen Stock-Ausschlags und des Bedarfs an Lohe einen noch weit höhern Ertrag geben werden, so halte ich mich für berechtigt, zu behaupten, daß noch durch Schäl-Waldungen eine viel schnellere und höhere Ertragsnutzung als durch irgend welchen Hochwald zu erzielen sei. Aber leider nöthigt mich ein Uebelstand in meinem Revier Eichen-Hochwald zu erziehen, nämlich das Hochwasser der Elbe im Winter, wo bei Eisgang das ganze Revier überschwemmt wird, und die niedrigen Stockausschläge zu viel zu leiden haben. Aus diesem Grunde ist seit 5 Jahren die folgende Bewirthschaftung eingeführt. Ich durchforste meine Eichenbestände schon im neunten Jahre zum ersten Male und lasse nicht mehr stehen, als daß Raum nöthig ist, damit jeder Stamm sich nach Höhe und Stärke eine gehörige Krone bilden kann. Sobald dieser Raum nicht mehr vorhanden ist, werden wieder alle die Stämme herausgehauen, die den Kopf nicht mit den Nachbarn in gleicher Höhe haben, und so lasse ich alle drei Jahre durchforsten. Alles ausgehauene Holz wird geschält, und ich be-

zwecke dadurch nicht allein, daß die Eichen nur einen gesunden und kräftigen Wuchs haben, sondern ich erhalte auch von diesen Durchforstungshölzern recht gute Borke, weil solche nie zu lange im Druck stehen. Von solchen Hölzern habe ich in diesem Jahre für 1140 Thaler Borke gehabt. Nach meiner Erfahrung ist es eine Hauptsache, daß die Eiche von Jugend auf so viel Raum habe, daß sie sich gehörig in der Krone ausbilden könne und die Stärke mit der Höhe immer in richtigem Verhältniß stehe. Am liebsten ist es mir, wenn in den ersten Jahren auf 9 bis 12 Fuß eine Pflanze steht; im 9ten Jahre nehme ich dann gewöhnlich schon die Hälfte davon weg, und ein ähnlicher Raum wird ihnen immer erhalten.

Bei dieser Behandlung habe ich die Eiche stets am besten gedeihen sehen.

So weit Herr Reuter, den der Herausgeber dieser Schrift persönlich als einen eben so einfachen, als wohlerfahrenen, ehrenhaften und wahrheitsliebenden Forstmann zu kennen die Ehre hat.

Nach dieser Berechnung dürfte es wohl Jedem klar sein, daß die Eichenschälwaldung weit mehr einträgt, als die üppigste Nadelholzwaldung, denn letztere hat 100 Jahre nothwendig, um schlagbar zu werden. Den Eichenschälwald kann man aber alle 10 Jahre ummachen und ausnützen, nach deren Verlauf 70 Thaler, also per Jahr 7 preußische Thaler als reine Nutznießung nach Abzug aller Kosten verbleiben, wenn man hiezu die in den ersten 4 bis 5 Jahren nach der Ansamung nebenbei in den Zwischenräumen erzielten Hackfrüchte (Kartoffel, Rüben 2c.) nur ganz gering mit in Anschlag bringt.

Die Hauptsummen bei unserer vergleichenden Ertragsberechnung bleiben aber immer die Zinsen und Zinseszinsen des nach 10 Jahren schon erzielten Reinertrages. Bekanntlich verdoppelt sich jedes Capital durch Zinsen und Zinseszinsen nach 13 Jahren zu 5% auf das Doppelte. Während der weiteren 90 Jahre nach den erstverflossenen 10 trägt die Nadelholzwaldung immer noch keinen nennenswerthen Nutzen. Sogar die Streu soll darinnen liegen bleiben, während sie vom Eichenwalde, demselben unbeschadet, fortgeschafft werden darf.

In diesen 90 Jahren sind aber circa 7 mal 13 Jahre enthalten und wir haben deßhalb folgende Zahlen zu registriren: 140, 280, 560, 1120, 2240, 4480, 9960. Nahezu 10,000 Thlr. oder 17,500 fl. entwickeln und entziffern also jene nach den ersten 10 Jahren vom Eichenschälwalde gewonnenen 70 Thlr. und das Alles für 2 Schäffel Saateicheln, die man ursprünglich auf den Morgen Feld verwendet hat. Eine solche Summe kann auch nicht annäherungsweise ein Morgen selbst der besten Nadelholzwaldung im Verlaufe von 90 bis 100 Jahren abwerfen, dann sind noch die Abtriebskosten für denselben am Ende zu berechnen, während der Eichenschälwald in diesen kritischen 90 Jahren, von Jahrzehent zu Jahrzehent regelmäßig seine sicheren und weil dazwischen mitunter etwas Eichenhochwald gehegt werden kann, auch sogar noch erhöhten Ernteerträge weiters unterdessen darbietet.

Programm

der Zeitschrift:

„Die Lederhandlung."

Monatliches Korrespondenzblatt

für

sociale, merkantile und gewerbliche Reformen und Berichte.

Motto:

Feindesgewalten zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Hilfe der Götter herbei.

In Anerkennung des Grundsatzes, daß die Wohlfahrt des Ganzen nur dann dauerhaft und erfreulich sein kann, wenn alle Klassen und Berufsarten der Bevölkerung daran Theil nehmen können, und in der Ueberzeugung, daß die einzelnen Industriezweige nicht leicht unter einer anderen Bedingung gut zu gedeihen vermögen, als daß alle sich auch gegenseitig stützen und kräftigen, die einander gegenseitig nahestehen, hat die Redaktion dieses Blattes sowohl die erste große Lederzeitung mitbegründet, als auch in diesem kleineren und billigeren Blatte stets dem Bestreben gehuldigt, sowohl den Leder fabricirenden und verarbeitenden Gewerben, wie nicht minder dem wichtigen Handel gerecht zu werden, welcher für jene Geschäfte unentbehrlich ist.

Die Beschreibung von Verbesserungen in diesen Geschäften und die Berichte über den Verkehr mit denselben, suchen wir daher immer möglichst schnell und getreu zu liefern.

Die Veränderungen jedoch, welche in diesen Branchen sich ergeben, sind nicht allzuhäufig und wir halten es daher jetzt noch für ausreichend, diese Zeitung jedes Monat einmal, am Beginn desselben, erscheinen zu lassen.

Ueberdieß beeifern wir uns, durch Betrachtungen über Ereignisse, welche den unverkennbarsten Einfluß auf den Gang der Geschäfte üben, unseren Lesern ebenso, wie durch Gratisaufnahme kurzer Anzeigen weiters dienlich und nützlich zu sein.

Das Unterhaltende bleibt ebenfalls nicht ausgeschlossen und soll durch öfteres Einstreuen pikanter Aufsätze erreicht werden.

Möge daher dieses nur allzubillige Blatt sich ebensowohl in der Gunst des großen Publikums, wie auch in der aller Fachgenossen immer mehr befestigen. Dessen Einhalten auf dem Pfade des gesetzlichen und sicheren Fortschrittes kann nur den Beifall jedes wahren Vaterlandsfreundes und jedes besonnenen Geschäftsmannes gewinnen, und so empfehlen wir denn dasselbe zur allseitigsten freundlichen Betheiligung am Abonnement.

Bedingungen für das Abonnement.

Für portofreie Zusendung unter Kreuzband, ist die vorherige Einsendung entweder von fl. 1 oder 17 Sbgr. (in Papiergeld, Briefmarken) in frankirten Briefen, ohne Werthangabe, per Post:

„An die Redaktion der Lederhandlung in Ansbach“

adressirt, nothwendig.

Dieser Preis wird auch von allen deutschen Buchhandlungen eingehalten.

Von außerhalb des Postgebietes kommenden Bestellungen für frankirte Kreuzbandversendung pro 1864 müssen jedoch fl. 1. 10 kr. oder $^2/_3$ Thlr. pr. C. enthalten, welcher Betrag auch bei allen Bestellungen bei den Postämtern, innerhalb des Vereinsgebietes, zu entrichten ist.

Bestellungen bei den resp. Postämtern halten wir für zweckmäßiger und gerathener für Alle, welche das Blatt sicher jedesmal erhalten wollen, denn Kreuzbandsendungen verfehlten schon häufig ihre Bestimmung. Wer einige Groschen ersparen will, thut dagegen am besten, bei einer wohllöblichen Buchhandlung zu abonniren (für 1 fl. oder 17 Sbg. per Jahrgang blos), wodurch die Blätter ebenfalls, wenn auch erst einige Tage nach deren Erscheinen richtig an Ort und Stelle ankommen und den verehrlichen Bestellern ins Haus geliefert werden.

Einzelne Blätter kosten 9 kr. sd. W., 15 kr. östr. W. oder $2^1/_2$ Sbg. Die Blätter der verflossenen Jahrgänge (1862 und 1863) können zum Abonnementspreis, so weit der geringe Vorrath reicht, nachgeliefert werden.

Dem auf Seite 29 dieses Buches gemachten Versprechen gemäß, lassen wir aus unserer forterscheinenden Zeitung einige Artikel folgen, welche von bleibenderem Interesse sind, als die Handelsberichte von jeder Woche und jedem Monat, die nur für das Blatt allein passen und den Lesern bei rechtzeitiger Kenntniß oft großen Nutzen im Einkaufe bringen können.

Nachfolgende Artikel können aber noch Jahr und Tag eine gute Wirksamkeit üben, wenn sie nicht unbeachtet bleiben, sondern durch die That gehörig berücksichtiget werden.

(Aus Nummer 10 der Lederhandlung.)

Die Anpflanzungen von Eichenschälwaldungen

lassen trotz allen Mahnungen, Verheißungen und Rescripten immer noch recht gemüthlich auf sich warten. Es ist daher nothwendig, diese Angelegenheit immer eifriger zu betreiben, und alle Blätter und Schriften, welche darauf abzielen, den Herren Forstverwaltern und Beamten ihres Bezirkes zur Begutachtung und Erinnerung unterzubreiten. Der gute Wille von Oben ist da und der von Unten gewiß auch, denn der deutsche Boden ist dem Anbau der Eiche um so weniger und nur in den seltensten Fällen ungünstig, da dieselbe sowohl feuchten wie trockenen, hohen wie niederen Boden vertragen kann.

Es fehlt also bloß an den Mittelsleuten, die Verordnungen, die dahin lauten: „daß bei günstigen Bodenverhältnissen der Anpflanzung von Eichenschälwaldungen gehörige Rechnung zu tragen sei", auch gehörig in's Werk zu setzen.

Eichenschälwaldungen erfordern aber zu ihrer Begründung, Pflege und Erhaltung, viele Mühe, Sorge und Aufsicht, welche sich zwar alle mit der Zeit reichlich bezahlen, die man aber nicht im Ernste denen zumuthen kann, die nicht auch einen Antheil am Nutzen über den gewöhnlichen Ertrag in Aussicht haben.

Wir erlauben uns daher den Vorschlag zu machen, daß allen Forstverwaltern von dem Brutto-Erlös aus dem Verkaufe der jungen Eichenrinden ein Remunerationsbetrag von 10 Procent gezahlt werde, welche

der Staat ebensowohl den Käufern aufbürden, als selbst zur Berichtigung übernehemen könnte.

Auf keinen Fall würden deßhalb dem Gerber die Rinden theurer, aber auch nicht billiger zu stehen kommen, nur würde natürlicherweise etwas mehr und besseres davon erzeugt werden, wie bisher, wodurch die inländische Gerberei ohne Beschädigung des Ganzen gegen ausländische Concurrenz nachhaltig geschützt zu werden vermöchte, und das bisher für ausländische Gerberstoffe fortgehende Geld mehr im Inlande bleiben würde.

Werden doch auch gegenwärtig immer häufiger die besten rohen Häute und Felle in's Ausland entführt, um in gegerbtem Zustande wieder massenhaft hereinzukommen!

Sollten wir aber jemals noch so glücklich sein, herrliche Eichschälwaldungen gepflanzt zu sehen, in deren Schatten so gerne wilde Fasanen und andere seltene Wildgattungen sich einnisten, und in deren Furchen, so lange die Pflanzen noch klein sind, mancherlei Hackfrüchte (Kartoffeln, Rüben rc.) zum Besten der nothleidenden, ärmeren Bevölkerung gebaut werden sollen, damit sich der Boden besser lockert, dann wollen wir gerne manche andere Inconvenienzen ertragen. Mit schönen Redensarten ist uns aber von keiner Seite etwas gedient. Wir wollen Thaten sehen, ehe es zu spät wird.

Aber wie gesagt, wir fürchten sehr, daß diese Thaten noch recht lange auf sich warten lassen und bis zur Erfüllung der gerechten Wünsche eines achtbaren und nothwendigen heimischen Industriezweiges, bevorworten wir wiederholt die beträchtliche Herabsetzung der Eisenbahnfrachttarife für Gerberrinde und Gerberlohe. Außerdem wäre es wahrlich nicht zu verwundern, wenn noch ferner wie bisher, eine zunehmende Anzahl von Gerbereien, welche dieses seit zehn Jahren immer theurer werdende Material aus weiter Ferne beziehen müssen und noch da kaum genug auftreiben können, nothgedrungen ihren Betrieb noch weiter, wo nicht gänzlich einstellen würden.

Wenn aber erst Deutschland darauf angewiesen ist, vom Auslande den Bedarf an Leder beziehen zu müssen, so könnten die Preise desselben, besonders zu Kriegszeiten, eine mehr als exorbitante Höhe erreichen.

In Nummer 1 des Jahrgangs 1864 unserer Zeitung werden wir den Nachweis liefern, wie die deutschen Gerbereien mit leichter Mühe überall aus möglichster Nähe so viel wohlfeile Gerberrinde erzielen könnten, daß sie billigeres Leder wie bisher zu fabriciren und doch besser dabei wie früher zu bestehen vermöchten.

Geschäftliche Betrachtungen und Erwartungen.

In Folge der kriegerischen Aussichten regt sich bereits die Speculation für fertiges Leder. Größere Partien sind deßhalb schon in den bedeutendsten Handelsplätzen aufgekauft worden und wenn, wie zu erwarten, nach der gewöhnlich flauen Leipziger Neujahrsmesse die Kauflust sich steigert, so haben die Lederfabrikanten gegründete Aussicht, ihre Vorräthe diesen Winter gut an den Mann zu bringen, was für die Meisten nach dem schleppenden Verkauf in diesem zu Ende gehenden Jahre wohl die erwünschteste und beste Erholung sein wird.

Das richtige Preisverhältniß zwischen roher und fertiger Waare kann auch in der That nur wieder durch eine merkliche Preissteigerung der letzteren erreicht werden, angesichts der erhöhten Auslagen für Arbeitslöhne und Borke.

Daß diese in Aussicht stehende bessere Conjunctur für den Lederverkauf eine sehr lange andauernde sein werde, ist freilich nach gegenwärtiger Sachlage nicht zu gewärtigen, denn der eben so sehr von der staatsrechtlichen Nothwendigkeit gebotene, als für des deutschen Volkes Recht und Ehre nothwendige Waffengang mit den schamlosen, räuberischen Dänen wird bald abgemacht sein. L. Napoleon hat keine Lust, mit **allen** deutschen Stämmen anzubinden und sich gründlich durch eine bewaffnete Einmischung, welche ihm übrigens herzlich schlecht bekommen dürfte, auf immer zu verfeinden.

Er hofft augenscheinlich durch seinen bewaffneten Frieden die ihm Widerstrebenden mürbe zu machen und für die Ausführung seiner geheimen Pläne günstig zu stimmen.

Das beste Mittel, ihm das fortwährende Zuwarten unter seinen vielen Spießen und Kanonen als unnütz auf eine wohlfeile Art begreiflich zu machen, wäre freilich, eine gut geschulte, zahlreiche Volks- und Landwehr zu begründen mit diensthuenden Cadres, und die stehenden Heere, so weit es der bescheidene Volksäckel erheischt, ansehnlich zu vermindern. Fester Staatscredit, vermehrte Arbeitskräfte und deßwegen auch gesunder Volkswohlstand wäre nebst größter Sicherheit von einer solchen Maßregel zu erwarten. Daß dieserhalb im Lederverbrauch ein dauernder Ausfall entstünde, wird wohl nicht anzunehmen sein. Das Tragen der Uni-

form übt auf das Abtragen und Abnützen der Schuhe und Stiefel gewiß keinen sonderlichen Einfluß aus.

Wenn durch plötzliche große Einkäufe für den Militärbedarf eine Preissteigerung eintritt, so ist dieses nur ein augenblicklicher Vortheil, der aber für nachkommende Zeiten wieder seine Schattenseiten entwickelt, indem Viele ihren Geschäftsbetrieb in der irrigen Meinung, daß es so fortgehen müsse, erweitern und die zur kritischen Zeit in Haft alsdann in demselben Verhältniß theuer auf Speculation angekauften und aufgehäuften Waaren mit größerem Verluste, als sie vorher Gewinn gemacht hatten, wieder abzugeben gezwungen sind.

Es ist daher gerathener, zur guten Zeit ebenfalls brav loszuschlagen, nämlich mit der Waare bloß, aber wenig dafür nachzurekrutiren.

Gegenwärtig wird zwar viel in den großen Handelszeitungen geschrieben und ist darinnen schwarz auf weiß zu lesen, daß die Rohwaarenpreise ebenfalls steigende Tendenz hätten, allein es fehlt jeder Anhaltspunkt zu einer solchen Steigerung, obgleich wir an dem guten Willen jener großen Herren hiezu, welche sich herablassen mit zahllosen Häuten und Fellen zu handeln und ganze Schiffsladungen hievon für die gläubigen Gerber kommen lassen, gar nicht zweifeln. Die bedeutenden Vorräthe von rohen Häuten aber, welche zur Zeit an allen Stapelorten lagern, die großen Auctionen, welche jetzt damit auch an deutschen Seeplätzen öfters abgehalten werden und sogar in den alle 14 Tage zu London abgehaltenen Verstrichen eine doppelte Anzahl von Häuten und Fellen im Vergleich zum vorigen Jahre darbieten, lassen eher auf alles andere und nur zu wahrscheinlich auf das Gegentheil bis kommendes Frühjahr schließen.

Ja wenn diese massenhaften Vorräthe sogleich gegerbt auf den Markt geworfen werden könnten, so wäre sicherlich eine Minderung der Lederpreise die Folge hievon.

Auf diese sich daher vorzubereiten, wenn nicht ganz unerwartete Ereignisse eintreten, ist die Aufgabe der deutschen Lederfabrikanten, wenn auch nicht für die Gegenwart, so doch für nicht allzusehr entfernte Zeiten.

Die niederländische Lederfabrikation hat den besten Gerbestoff an überflüssiger junger Eichenrinde im Lande und die englische die billigsten und kräftigsten Gerbestoffextracte aus fernen Welttheilen zu ihrer Verfügung und dazu noch den billigsten, weil nächsten und direkten Bezug der Häute aus vielen damit reichlich gesegneten überseeischen Ländern. Billige Betriebskapitalien, zu 3—4%, stehen daselbst auch unternehmenden, tüchtigen Geschäftsleuten auf Real- und Personalcredit zur Verfügung und somit stünde der heimischen Lederfabrikation eine unbesiegbare Concurrenz gegenüber, falls es nach dem Willen der Freihändler gienge, welche alle Zölle, somit auch die paar Thaler Eingangszoll auf jeden Centner fremden Leders beseitigen möchten.

Daß die Schuh- und Stiefelfabrikation, welche ohnehin in Eng-

land und Frankreich durch eine massenhafte und billige Lederfabrikation unterstützt, immer mehr im Großen und mit Maschinen betrieben wird, bei uns durch Zollfreiheit ebenfalls einen harten Stoß erleiden würde, versteht sich wohl von selbst.

Verbesserte Einrichtungen lassen sich zwar auch bald nachmachen und das soll und muß auch geschehen.

Es handelt sich aber bei gar vielen, sonst ganz rührigen und zuverlässigen Geschäftsleuten um Herbeischaffung größerer Kapitalien, welche nicht nur die theuer, weil weither kommenden und überdieß noch mit Eingangszöllen belasteten Maschinen kosten, sondern welche vornehmlich auch das viele Material zum Verarbeiten in Anspruch nimmt, das zu einem Betriebe mit Maschinenkraft erforderlich ist. Selbst bei unserem vaterländischen, gewöhnlich viel höheren Zinsfuß dürften diese schwer zu beschaffen sein, wenn nicht an der Hand der Erfahrung und Wissenschaft freisinnige, volksthümliche Institute zur Gestattung und Gestaltung kommen können. Es ist nämlich ein immer dringender herantretendes Bedürfniß, dem Mittelstande, der besten Stütze civilisirter Staaten, mit zahlreichen Gewerbebanken unter die Arme zu greifen, wodurch es allein möglich wird, tüchtige Geschäftsleute in volle Thätigkeit zu versetzen, und größere Etablissements jeder Branche in die Höhe zu bringen. Die Begründung und Geschäftsführung solcher Banken, welchen Amerika zum Theil seinen außerordentlichen kommerziellen und industriellen Aufschwung verdankt, haben wir an Ort und Stelle Gelegenheit gehabt, genau zu studiren und zu beobachten, und es soll dem Verfasser dieser Zeilen großes Vergnügen machen, in der nächsten Nummer sowohl die Vorzüge des amerikanischen Bankwesens geziemend zu beleuchten als das Gute hievon zur gefälligen Beachtung und Nachahmung in unseren vielen deutschen lieben Vaterländern zu empfehlen.

Daß die wenigen privilegirten deutschen Banken sich zur Annahme von Geldern zu 2 oder 3 Prozent stets mit Vergnügen bereit halten, wissen wir aus sicherer Quelle, aber es ist uns unbekannt, daß solche billigerweise zu 4 Prozent hinausleihen, was sogar jeder wackere und simple Landmann gegen bombenfeste Realversicherung thut und keine 5 Prozent beansprucht.

Die wohlbestallten und höchstprivilegirten deutschen Bankinstitute scheinen uns daher mehr für die Bedürfnisse der Regierungen eingerichtet und vorgerichtet zu sein, denn außer sichern und ansehnlichen Revenüen, die sie aus diesen Anstalten jährlich ziehen, wissen ihre Finanzkünstler zu jeder Stunde, wo sie die benöthigten Späne zur Ausführung völkerbeglückenden Stück- und Flickwerke herzunehmen vermögen.

Wohin das in kritischen Zeiten führen kann, hat der französische Staatsstreichler im Dezember 1852 bewiesen, als er 25 Millionen Franken, ohne vorher anzufragen, aus der Bank von Frankreich entnahm, und beweist heute noch die Insolvenz der österreichischen und jetzt auch der russischen Nationalbank. Die Hoffnungen und Betrachtungen, welche

in Oesterreich selbst an die Wirksamkeit der dort ebenfalls privilegirten Anstalt gegründet werden, spricht der Pester Lloyd in folgenden Worten aus: „Die von uns schon zu Anfang des Jahres als in sichere Aussicht gestellte, jetzt beschlossene Einstellung der Baarzahlungen von Seite der russischen Reichsbank möge unsern Finanzmännern eine Warnung sein, was der österreichischen Nationalbank wahrscheinlich bevorsteht, wenn sie dereinst ihre Baarzahlungen wieder aufnimmt. Die Wiederherstellung einer Valuta in einem Lande, dem die Metallgeldcirculation so vollständig abhanden gekommen, wie dieß mit Oesterreich der Fall ist, durch ein einziges Centralinstitut, erscheint uns als ein verzweifeltes Experiment, welches unserem Dafürhalten nach nicht gelingen kann. Man denke sich, daß es sich um Schaffung einer Metallgeldcirculation handelt, die, wenn man sie recht niedrig schätzt, nicht weniger als 300—400 Mill. Gulden wird betragen müssen, wenn sie in Frankreich auf 8000 Mill. Franken geschätzt wird. Irren wir nicht, so soll der Baarfonds der Bank sich allmälig bis auf 200 Millionen verstärken, und mit diesem Fonds sollen dann, wahrscheinlich im Jahre 1867, die Baarzahlungen wieder aufgenommen werden. Wir sind der Ansicht, daß dieser Versuch kein anderes Resultat haben kann, als ein Scheitern und erneute Einstellung der Silberverwechslungen, wie dieß bei der russischen Bank geschehen ist, bei dem ersten politischen Wetterleuchten, oder vielleicht ohne ein solches. Um dieser Eventualität zu begegnen, gibt es nur Einen Ausweg, die Proclamirung vollständiger Bankfreiheit mit dem Grundsatze der solidarischen Haftung aller Actionäre einer mit der Notenausgabe sich befassenden Bank, und unter Aufhebung des verlängerten Privilegiums der Nationalbank, welches sich als ein dem Gesammtwohl nachtheiliges erweist."

Solchen gesunden Ansichten und Wünschen Gehör und Erfüllung zu verschaffen, ist eine der nächsten Aufgaben aller einsichtsvollen Führer des Staates und Vertreter des Volkes.

Dieses bedarf zur Erleichterung und Erweiterung der Produktion und des Verkehres der Geschäftsbanken, wie der Staat seine Geldanlehensbanken und die Börsenwelt ihre Papierbanken und zahllosen Mäkler, Wechsler und Lotterieloosshändler, auch Bankiers genannt, bereits hat. Daß es besser wäre, wenn die letzteren etwas weniger zu thun hätten, wird jeder aufgeklärte Nationalökonom zugestehen müssen, denn viele moralische Kraft muß dabei verloren gehen und eine Masse klingenden Kapitals wird dazu ebenfalls in unfruchtbare Mitleidenschaft gebracht, dem gesunden und natürlichen Verkehr entzogen und gar oft sogar dem Auslande für dessen mannigfaltigen Schwindelpapiere, welche dem unkundigen Volke schon zu fabelhaften Preisen aufgehängt wurden (einem betrügerischen Verkäufer sollte man dieselbe Ehre anthun), zugewendet.

Die Anlage von soliden, rein geschäftlichen Volksbanken, wird dagegen das Kapital besser dem Inlande erhalten und wenn auch der Bestand großer Centralbanken für die Bedürfnisse der Staatsmaschinen als nothwendig und berechtigt erkannt werden muß, so dürften deren Lenker

ihre Loyalität und Staatsweisheit am besten beweisen, wenn sie die jetzt angeregte Bankfreiheit, soweit sie für die fortgeschrittenen, deutschen Verhältnisse paßt, in dieselben einfügen zu lassen bereit wären. Eine allseitige Vermehrung des Immobilienwerthes und der flüssigen Kapitalien würde die wohlthätige Folge davon sein, denn in kleineren Städten besonderes mehren sich in Folge billigerer Arbeitskräfte die zur Anspornung derselben zweckmäßig angelegten und verwendeten Kapitalien weit leichter, wie auf dem theuren Pflaster großer Städte, und der Ueberfluß dieser vermehrten Kapitalien würde stets wieder naturgemäß in die großen Staats- und Nationalbanken zurückströmen.

Handels- und Geschäftsberichte der „Lederhandlung"

werden alle Monate vorläufig einmal herausgegeben und sowohl aus eigener Anschauung und Ueberzeugung der Redaktion, als aus allen derselben zufließenden Berichten einer großen Anzahl der besten Handels- und Gewerbezeitungen und der ersten Handelshäuser wird das Wichtigste für die **„Lederhandlung"** ausgezogen und den Abonnenten derselben für eine wahrhafte Kleinigkeit dargeboten, in Betracht der außerordentlichen Kosten und Mühen, welche diese Auszüge für das Blatt allmonatlich verursachen. Die Preise der gangbarsten Ledersorten, der rohen Häute und Felle, Rinden und Gerbestoffen, besonders die Resultate der bedeutendsten Messen und Märkte werden möglichst ausführlich und umfassend zur Kenntniß der verehrl. Leser des Blattes gebracht.

Solche Preisberichte können wir in diese Schrift, welche ein bleibendes Interesse hat, nicht einfügen, dafür geben wir einen Jahresbericht aus der Feder eines der besten geschäftlichen Schriftsteller. Dieser, dem geschätzten Leser hier vorgeführte Probeartikel ist Nro. 1 der „Lederhandlung" entnommen, welche denselben ihrerseits aus der Gewerbevereinszeitung, einem sehr guten, von uns nebst vielen anderen Fachzeitungen benützten und mit uns im besten Einvernehmen stehenden Quellenblatte, entnahm. Der Artikel lautet:

Der Jahresabschluß bildet für jeden Kaufmann oder Fabrikanten einen wichtigen Moment. Den alten Satz, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth, können weder Kaufleute noch Fabrikanten mit Sicherheit für sich in Anspruch nehmen; wie häufig haben 365 Tage voller Sorgen und Mühen nebst vielen schlaflosen Nächten das Resultat geliefert, daß bei allem Fleiß und beim solidesten Lebenswandel die Ausgaben nicht gedeckt werden konnten durch die, die Einnahmen bildenden Verdienste; und dennoch darf der so hart Betroffene den Muth nicht sinken lassen, ihn muß die Hoffnung neu beleben und zu erweiterter Thätigkeit anspornen, daß das neue Jahr glücklichere Erfolge für ihn ausweisen werde! Mit diesem aufrichtigen Wunsche begrüße ich alle Lederindustriellen, die zum größten Theile leider das verflossene Jahr nicht zu den gesegneten zählen können; möge jeder nach seinen Kräften, die Gesammtheit im Allgemeinen, bemüht

bleiben, die Uebelstände zu entfernen, die leider schon lange Zeit nachtheilig auf die so wichtige Lederindustrie einwirken.

Wenn ich mir erlaube im meinem heutigen Jahresberichte auf einzelne dieser Uebelstände hinzuweisen, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß diese nach keiner Richtung verletzen sollen, mögen gewandtere Kräfte der guten Sache ebenso willig ihre Dienste widmen.

Ich knüpfe zuvörderst an den Leitartikel der ersten Nummer d. J. der Gerberzeitung an. In demselben möchte ich vorerst die Behauptung widerlegen, daß die Zufuhren roher Häute aus überseeischen Ländern nach Europa im Abnehmen, und hierdurch die Höhe der Preise der rohen Waare im Gegensatz zu der Verfertigten außer allem Verhältniß geblieben. Dem entgegen möchte ich mir die Behauptung erlauben, daß vorgedachte Ansicht eine irrige ist, da nicht Mangel an roher Waare, ja selbst nicht im Jahre 1857 als die Preise die schwindelnste Höhe erreicht hatten, die Preise dictirten, sondern einfach der Umstand, daß rohe Häute wie jegliches Rohproduct, zur Speculation eher geeignet ist, als verfertigte Waare. Wir haben es im Jahre 1857 erlebt, daß bis zum Monat August der Wahn, es existiren keine Häute, die Preise auf einen Punkt schraubte, von dem sie in Massen zur Hälfte des Preises nach 14 Tagen an den Markt gebracht wurden, als der Störenfried jeglicher Speculation, die Geldklemme über Europa hereinbrach; keine damals in Aussicht gestandene verstärkte Zufuhren warfen die Preise, die Speculation sagte sich los von einem Artikel, woran kein eigentlicher Mangel vorhanden war. Ganz anders ist es mit gegerbtem Leder. So leicht wird es Niemandem einfallen, dieses auf Speculation zu kaufen, denn welche Conjunctur müßte dem etwaigen Speculanten zu Hülfe kommen, die ihm Ersatz bieten könnte, für Gewichtsverlust, abgesehen davon, daß selbst beste Gerbung durch Lagern der Waare kein besseres Ansehen verleiht, wogegen schlechtere Gerbung die Waare sicherem Verderben aussetzt. Hier werden die Preise stets dictirt werden vom Angebot und dem entsprechenden Bedarf, es kann möglicherweise vorübergehend in Massen zugeführtes schlechtes Fabrikat, was jederzeit die Preise wirft, auch einen momentanen Druck auf das Bessere üben, doch nicht auf die Dauer. Der Fabrikant, dessen Fabrikat sich Anerkennung verschafft, wird auf die längere Dauer um den Vertrieb seiner Waare nicht in Verlegenheit kommen, ihm werden Ordres ebenso wenig, wie der entsprechende Nutzen fehlen, als in gleichem Maße der Händler roher Häute einem der Art situirten sicheren Fabrikanten mit den bescheidensten Ansprüchen sein Vertrauen entgegenbringen wird. Anders ist es mit demjenigen, der nur schlechtes Fabrikat liefert, ihm wird der Credit ebensowenig nützen, wie sein Fabrikat überhaupt; ein derartiger Fabrikant geht um so schneller seinem Ruin entgegen, als er für seine minder gut situirte Zukunft eine höhere Assecuranzprämie neben schlechtern Einnahmen zu zahlen hat. Es ist aber auch ferner in Erwägung zu ziehen, daß vorzügliches Fabrikat sich nach allen entfernten Plätzen einen Markt verschafft. So sehen wir beispielsweise die Fabrikation lackirter

Kalbfelle in Deutschland auf einem Höhepunkt, dem die früher so viel gepriesene französische Fabrikation nicht mehr gewachsen ist. Auf allen Plätzen Europas, in den entferntesten Gegenden Nord- und Südamerikas haben die deutschen Marken die französischen verdrängt, und ohngeachtet der alljährlich sich steigernden Preise des Rohmaterials werden die Fabrikanten keine Veranlassung haben, über den Stand ihres Geschäfts zu klagen.

Wenn somit es im allseitigen Interesse des Fabrikanten liegt, auf die Verbesserung des Fabrikats das Hauptaugenmerk zu richten, werden anderseits Händler gewiß weniger Ursache haben, über schlechte Geschäfte zu klagen, soferne sie den Credit denjenigen entziehen, die schlechtes Fabrikat liefern, sie werden hierdurch sich selbst und der gesammten Lederindustrie den größten Dienst erweisen.

Die Lage des Geschäfts in rohen Wildhäuten und ostindischen Kipsen war im vergangenen Jahre eine ungünstige, wie dies stets bei langsam weichender Conjunctur der Rohprodukte nicht anders zu erwarten sein kann. Auf Speculation kaufte Niemand, es wurden die Lager stets dem Bedarf entsprechend versorgt, und bei dem winzigsten Nutzen, der mehr einem höhern Discontsatz entsprach, gaben Händler ihre Vorräthe ab; Hauptkäufer blieben Berliner Gerber für Wildhäute und mitteldeutsche Gerber für Kipse.

Schwerfällig, fast ohne jegliches Leben, namentlich aber ohne Nutzen für den Händler war das Geschäft in rohen Rindhäuten; Ochsenhäute gingen allmälig von 31 Thlr. per Ctr. bis auf 25 Thlr. zurück, wozu sie offerirt bleiben. Leichte Kuhhäute, Anfang des Jahres zu 33 Thlr. per Ctr. gesucht, gingen bis 28 Thlr. per Ctr. zurück, hierzu wurde Einiges für den Süden Deutschlands aus dem Markt genommen, während Oesterreich demselben während des ganzen Jahres fern blieb. Rohe Roßhäute, deren Fabrikation zu Oberleder sich von Jahr zu Jahr eines größern Aufschwungs erfreut, folgen analog den Preisen der rohen Kalbfelle; in dem Maße wie diese im Preise steigen und fallen, war es auch mit Roßhäuten der Fall, die Preise variirten zwischen 40 und 45 Thlr. für Prima-Waare und schließen zu letzterem Preise gefragt.

Eine bedeutende, leider für den Berliner Platz höchst nachtheilige Veränderung erlitt das Kalbfellgeschäft; während in frühern Zeiten täglich Käufer am Platz waren und dem entsprechend die Vorräthe der hiesigen Händler genügende Auswahl boten, werden durch nach Frankfurt a. M. verlegte Commissionslager die fremden Käufer von Berlin ab und nach Frankfurt a. M. hingezogen. Wenn schon dieser neuen Combination eine längere Dauer nicht gesichert erscheinen dürfte, da der vermeintliche größere Nutzen durch Umgehung des Zwischenhändlers und demzufolge directen Absatz an die süddeutschen Fabrikanten genügend geschmälert wird durch die in Frankfurt a. M. entstehenden größern Kosten, so ist es auch ganz besonders zu beklagen, daß durch diese Manipulation die französischen Fabrikanten dem hiesigen Markt fern bleiben müssen; aber auch

selbst dem Fabrikanten erwächst aus dieser Geschäftsveränderung kein Nutzen, da die Frankfurter Händler der ihnen hierdurch erwachsenen Concurrenz zu begegnen, ihre Agenten nach dem kleinsten Städtchen reisen lassen, um selbst die winzigsten Pöstchen ankaufen zu lassen. Die Preise werden hierdurch wahrlich nicht gedrückt, und so ließ auch dieser Artikel keinen besonderen Vortheil dem Händler übrig.

Ungeachtet die Fabrikation roher Schaffelle von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, die Umsätze hierin wohl kaum eine gleiche Höhe an irgend einem andern Orte erreichten, schließt das Jahr für den Händler mit ganz enormen Verlusten in dieser Branche. Durch die politischen Verwicklungen ist Gerberwolle seit fast 3 Monaten unverkäuflich, die angesammelten Vorräthe wurden sehr bedeutend, und da mit jedem Monat das Fell wollreicher wird, geräth der Fabrikant, der seines Bedarfs wegen nur auf das Leder sieht und solches gebraucht, in das traurige Dilemma, wider seinen Willen, den größten Theil seines Kapitals in einen Artikel zu stecken, der ihm nicht die Möglichkeit läßt, mit Genauigkeit berechnen zu können, ob er bei den Ankäufen Nutzen oder Schaden hat.

Nimmt man die Wollpreise des vergangenen Jahres zur Norm, so ergibt sich ein Minderwerth von etwa 12 Thlr. per Ctr., und da das Hundert Felle jetzt reichlich 2 Ctr. Wolle hat, so ist der Minderwerth der Schaffelle gegen das vergangene Jahr um 24 Thlr. per Hundert anzuschlagen.

Für rohe Ziegenfelle ist der hiesige Platz ohne irgend welche Bedeutung, ebenso für Zickelfelle, die nur in geringer Waare zu hohen Preisen, meist an Frankfurter Händler verkauft wurden.

Inhalt der Geschäfts- und Erfindungsberichte
für eine Anzahl Gewerbe.

Seite.

Neueste Geschäfts- und Erfindungsberichte für eine Anzahl Gewerbe, besonders wichtig für Schuh- & Stiefelfabrikanten Gerber & Lederfabrikanten Herausgegeben von der Redaktion der Lederzeitung zu Ansbach

Ansbach [ca. 1863]